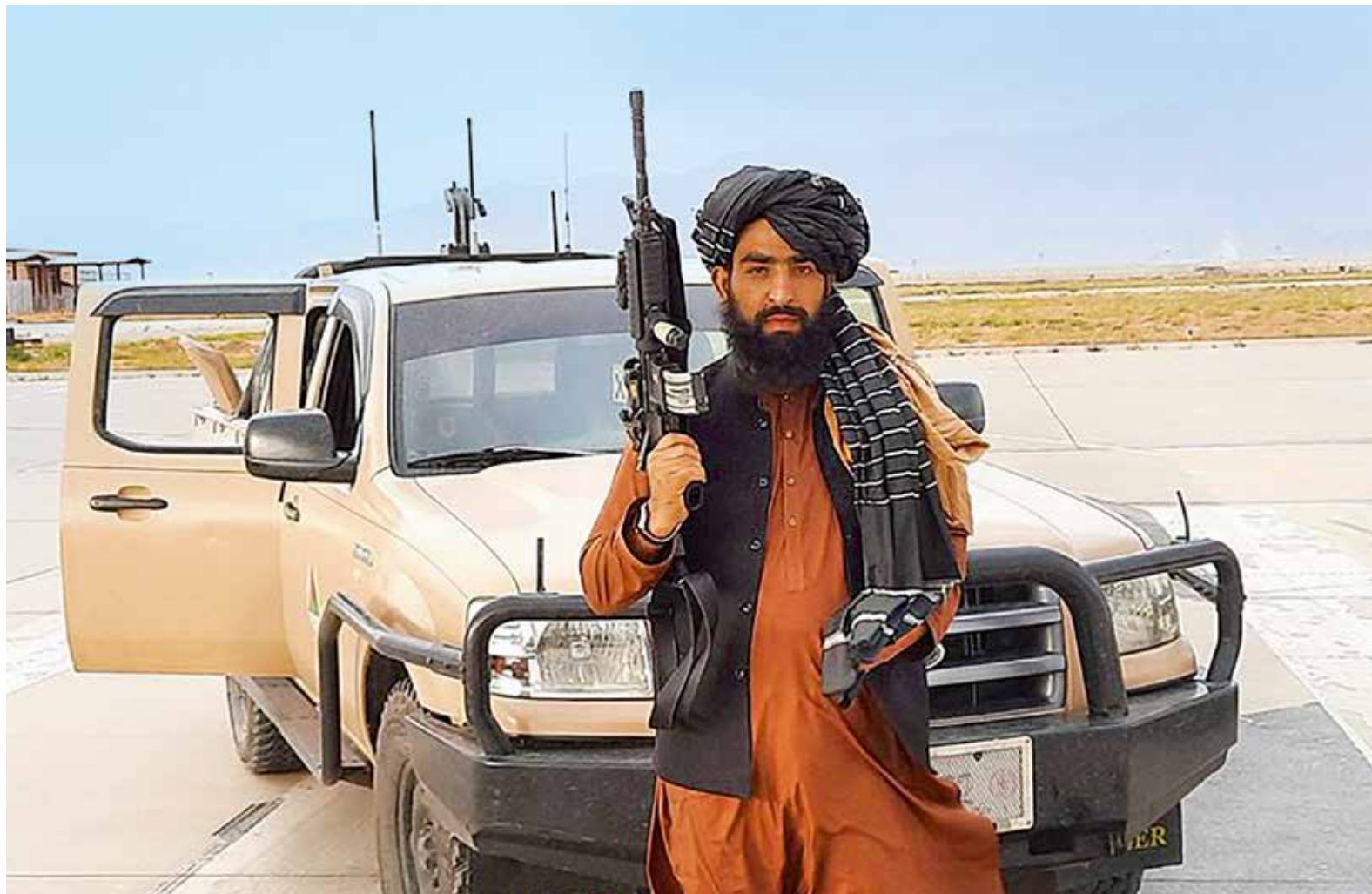


# DIE WELTWOCHEN



## Wie ein Talib die Welt sieht

Gott, Familie und Vaterland: Ein Gotteskrieger öffnet sich.

*Urs Gehriger*

## Die grosse Corona-Bilanz

Ein Gespräch mit dem Infektiologen Manuel Battegay. *Beat Gygi und Roger Köppel*

## Christoph Blocher über den Freisinn

Wie man eine Partei zum Erfolg führt.

*Erik Ebnetter und Marcel Odermatt*

**Philosoph des Klatschs**  
Matthias Matussek  
würdigt den genialen  
Heinrich Heine

4069004077617  
52

# Ihr Immobilienraum?



3 ½ oder 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'651'000.-, Bezug ab Winter 2022/23  
[www.erlenkönig.ch](http://www.erlenkönig.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soley-birchwil.ch](http://www.soley-birchwil.ch)



3 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 2'750.- p/Mt., NK 190.-, Bezug nach Verein.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8410 **Pfaffenhoven**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'953'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



4 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Mietpreis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 1'136'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.vistacasa.ch](http://www.vistacasa.ch)



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'299'200.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert!



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8904 **Aesch**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 668'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.schmiedgass.ch](http://www.schmiedgass.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8104 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

«Denkmalpflege Winterthur verhindert eine zonenkonforme Überbauung»



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8370 **Sirnach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8103 **Interengstrassen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'575'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8310 **Grafstal**, L. Garcia Navarro 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8910 **Affoltern a. A.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)




3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'071'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



3 ½ Zi. Gartenwohnung  
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis CHF 1'404'000.-, Bezug Frühling 2022  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?**  
Melden Sie sich bei unserem Chef   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**.

**You**  

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
18. - 20. März 2022, Kongresshaus

Stand Juli 2021

## Merkels CDU sollte in der Opposition gesunden

Am Dienstag taten mir die Deutschen Leid. Das Fernseh-«Triell» der Kanzlerkandidaten war fürchterlich. Es wirkte wie ein Brainstorming unter Spitzenbeamten, die in schwerverständlichem Jargon über die Sanierung einer städtischen Kehrriechanlage diskutierten. Da war keine Leidenschaft, keine echte Auseinandersetzung, keine Auswahl – nur ein dröges Abspulen von Themen, die so abstrakt behandelt wurden, als hätten es die Beteiligten absichtlich darauf angelegt, die Leute abzuschrecken oder einzuschläfern.

Die trübe Nummer erinnerte mich an eine Begegnung mit der damals neugewählten Kanzlerin Angela Merkel in Berlin. Die Frischgekurte erläuterte ihre Pläne zu einer Gesundheitsreform. In der Pause wandte ich mich verzweifelt an ihren Mediensprecher. Ich hätte wirklich genau zugehört, aber kaum ein Wort verstanden. Der Kollege klopfte mir nur lachend auf die Schulter: «Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Köppel, ich habe auch nichts verstanden, aber wir haben Experten, die wissen ganz genau, worum es geht.»

So viel Arroganz erstaunte mich. Demokratie heisst Volksherrschaft. Die Bürger sind der Chef. Die Gewählten haben sich gefälligst verständlich auszudrücken. Wenn sie es nicht tun, in aller Selbstverständlichkeit sogar darüber lachen, haben wir ein Problem.

Nun sind die Deutschen speziell. Sie sind leidensfähig, duldsam, offenbar bereit, mehr Überheblichkeit zu schlucken als die Schweizer, die sich jederzeit mit Initiativen und Referenden wehren können. Trotzdem: Auf Dauer kann es in keinem Staat gutgehen, wenn die Elite lachend abhebt. Irgendwann kommt der Hammer von unten.

Dieser Punkt ist jetzt wohl erreicht. Die Deutschen haben die Nase voll von ihrer Politik. Sie wenden sich ab. Zwar hatte das «Triell» – welcher lächerlicher Ausdruck – angeblich 5,5 Millionen Zuschauer, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass die Mehrheit das ermüdende Spektakel zu Ende schaute. Ich kenne keinen Deutschen, der nicht unzufrieden wäre mit dem, was jetzt da oben geboten wird. Die etablierten Parteien haben abgewirtschaftet. Eine Opposition gibt es

nicht. Die AfD hält sich in den Umfragen, aber sie ist so schlecht geführt, dass es einen fast erbarmt. Zum Glück für die schwache Konkurrenz.

Zurück zur Debatte, in der sich alle meistens einig waren: Das wirkte so matt, so routiniert und einstudiert. Die abgewetzten Mainstream-Parteien haben sich einander bis zur Ununterscheidbarkeit angenähert. Der eine will etwas weniger Klima, die andere etwas mehr. Bei den Steuern versprechen alle gleichzeitig alles. Wenn unter Demokratie die Staatsform der Alternativen verstanden wird, dann sahen wir am Dienstag das alternativlose Elend einer an der Macht verwesenden ewigen Regierung, die den Zustand ihrer terminalen Verknöcherung erlebt. Das ist die Folge von gefühlten Jahrzehnten grosser Koalitionen, in denen alle mit allen irgendwann einmal regiert haben, ohne dass den Wählern nennenswerte Unterschiede aufgefallen wären.

Die Misere liegt nicht nur bei den Kandidaten. Sie haben alle ihre Rollen gespielt. Sie verkörperten, vermutlich ohne es zu merken, die Dekadenz eines Systems, das an sein Ende kommt. Achtung: Damit meine ich nicht, dass es mit der Demokratie in Deutschland zu Ende geht. Im Gegenteil, das Unding, das diese Elite aus der Demokratie gemacht hat, dankt ab. Damit es wieder Demokratie geben kann, in der sich die Wähler in den Regierenden wiedererkennen.

Vielleicht halten die Deutschen auch das aus. Die meisten möchten ja von der Politik vor allem in Ruhe gelassen werden. Solange das Land nicht abstürzt, lässt man sie machen in Berlin. Noch lassen sich die wesentlichen Fragen verdrängen: Wie lange können die Deutschen diese EU finanzieren? Was passiert mit ihren Arbeitsplätzen, wenn die Grünen in allen Parteien die einst glorreiche deutsche Automobilindustrie endgültig zerstört haben? Wo kommt eigentlich der Strom her, wenn alle Kernkraftwerke abgeschaltet sind? Viele spüren, dass vielleicht einmal ein Politiker des Wegs kommen sollte, der diese Probleme anpackt und sich weniger für Gendersternchen oder Pendlerpauschalen interessiert.

Das abgewrackte Polit-Deutschland ist Angela Merkels Werk. Ich habe sie oft verteidigt.

Möglicherweise zu Unrecht. Kürzlich traf ich einen langjährigen Vertrauten, der sie aus der DDR kennt, kluger Mann, langjähriger Bundestagsabgeordneter. Auf die Frage, was er von ihr halte, kam die Antwort: «Nichts.» Merkel sei unbestreitbar intelligent, aber sie habe wider besseres Wissen jeden Unsinn gemacht, um einfach an der Macht zu bleiben. Habe ich mir eine faszinierendere Merkel ausgemalt, weil ich mir und den Lesern die echte Merkel nicht zumuten wollte? Nach diesem Gespräch halte ich es für nicht mehr ausgeschlossen.

Merkel hat die CDU als Partei abgeschafft. Eine Partei definiert sich dadurch, dass sie Partei ergreift. Merkels CDU ergriff für alles Partei und auch fürs Gegenteil. Die Kollegen machten mit, weil sie nicht auf Macht, Geld und Prestige verzichten wollten. Hinterher jammerten viele CDU-Männer über die «schwarze Witwe aus dem Osten». Wo waren diese Helden, als es darum gegangen wäre, Deutschland gegen Merkels CDU zu verteidigen? Resultat: Die Kanzlerin blieb an der Macht. Das ist fraglos eine Leistung. Aber sie beraubte Deutschland einer richtigen Demokratie mit Regierung und Opposition. Es gab nur noch Merkel, die für alles stand.

Deshalb sollte die CDU jetzt die Wahlen verlieren und abtreten, um in der Opposition zu gesunden. Sie hätte einen Sieg auch nicht verdient. Solange die Laschets und Söders wendungs- und windungsreich der Macht hinterherkriechen, wird Deutschland den grosskoalitionären Sumpf nicht los. Es ist besser, wenn jetzt die dank Merkel noch weiter links positionierten Linken und Grünen ihre Rezepte umsetzen, damit nach ein paar Jahren eine CDU, die diesen Namen verdient, Deutschland auf einen vernünftigen Weg zurückführen kann.

Die deutsche Politik hat ein akutes Realitätsproblem. Es gibt zu viele Träumer. Die Grünen träumen von Biogärten und Solarzellen. Die Roten träumen von hohen Steuern. Die AfDler träumen vom deutschen Wald im Mittelalter. Die FDP träumt von der Macht. Und die CDU? In diesem Deutschland der Traumtänzer muss sie werden, was sie einmal war: die Partei der Wirklichkeit. R. K.

## Uqab Afghan Alhanafi, Manuel Battegay, Christoph Blocher über die FDP, Leyla Bilge, Heinrich Heine

In der Nacht auf Dienstag ist der letzte US-Soldat aus Afghanistan ausgeflogen worden. Damit endet der längste Krieg in der amerikanischen Geschichte. «Unsere Feinde am Himmel verschwinden zu sehen, war der freudigste Moment meines Lebens», sagt Uqab Afghan Alhanafi. Der junge Talib hat den historischen Moment auf dem Flughafen Kabul hautnah miterlebt. Urs Gehriger und Sami Yousafzai haben während der letzten Tage vor dem totalen Triumph der Taliban per Videoschaltung bis tief in die Nacht Uqabs Impressionen aufgezeichnet. Der «afghanische Adler», so Uqabs Nom de Guerre, schildert, wie die Welt aus Sicht der Taliban aussieht. Er erklärt, warum Joe Biden zwar ein Feigling sei, aber klug gehandelt habe, und was die Gotteskämpfer mit Afghanistan vorhaben. **Seite 14**

Der Sommer hat Entlastung und Entspannung gebracht, eine Zeitlang hat es an der Corona-Front ziemlich locker ausgesehen, nun wird die Lage wieder angespannter. Auf den Herbst hin ziehen die Fallzahlen an, mehr Kranke kommen in die Spitäler, vor allem Ungeimpfte, man befürchtet eine Überlastung der Intensivstationen. Was weiss man eigentlich heute über dieses Virus, wie gefährlich ist es, was bringt die Impfung? Wir sprachen mit einem der führenden Wissenschaftler auf diesem Gebiet, dem Basler Infektiologen Manuel Battegay. Er erklärt die Natur des Virus, was die Schweiz gut gemacht hat und wo man nachlegen muss. **Seite 20**

Die FDP bekommt mit dem Aargauer Ständerat Thierry Burkart einen neuen Präsidenten. Er übernimmt eine Partei in der Krise. Was muss er tun, um Erfolg zu haben? Wir haben die Frage dem erfolgreichsten Krisenmanager der Schweizer Politik gestellt: Christoph Blocher formte einst aus einer kleinen, schwächelnden SVP die grösste Partei des Landes. Entscheidend sei der Auftrag, sagt Blocher. Eine Partei müsse wissen, wofür sie stehe. «Ein klares Programm ist ein klarer Auf-

trag.» Ein solches Programm entstehe nur, wenn eine Parteiführung die Mitglieder grundsätzlich diskutieren lasse, angeleitet durch begründete Anträge. Das sei mühsam, aber notwendig. Ob er Burkart die Aufgabe zutraut? **Seite 30**

Leyla Bilge ist Frauenrechtlerin, Muslima und AfD-Mitglied. Wie geht das zusammen? Unser Kolumnist Peter Rothenbühler hat Bilge in Berlin besucht und sie über ihre Erfahrungen in der deutschen Politik befragt. «Wenn's um Ehrenmorde geht, um Zwangsbeschneidungen, Zwangsheiraten, dann müssen wir <Stoppl> sagen», erklärt Bilge. Sie weiss, wovon sie spricht: Mit sechzehn wurde sie zwangsverheiratet, bekam ein Kind, flüchtete aus der Ehe und überlebte – im Gegensatz zu einer Cousine, die 2012 von ihrem Mann umgebracht wurde. **Seite 42**

Für unseren Autor Matthias Matussek ist der Polemiker und Dichter Heinrich Heine (1797–1856) besonders heute so wichtig wie nie. Mit Heine, der so meisterhaft wie kein anderer Spott und politische Analyse verknüpfte und den Deutschen das Singen, das Tanzen, das Flirten beibrachte, zieht er ins Gefecht gegen diejenigen, die der deutschen Sprache in diesen Tagen mit ihren Gendersprech-Verordnungen die «Knochen im Leib brechen wollen». Er empfiehlt sich und seinen Kollegen, jeden Tag mindestens eine Seite Heine zu lesen, um sich das «Gefühl für Schönheit und für den Widerstand» zu erhalten. **Seite 52**

*Ihre Weltwoche*

# Ganz Frau. Ganz im Vertrauen.

Gynäkologie. Eines der Fachgebiete  
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie  
und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie



PYRAMIDE  
KLINIK AM SEE

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Claudia und Gianni  
beim Sparen

HOTELCARD®



## Die besten Hoteldeals der Schweiz

Hotelcard  
für 1 Jahr

CHF 79.-  
statt CHF 99.-



★★★★★

**Walliserhof Grand-Hotel & Spa**  
Saas-Fee

-30%

Doppelzimmer Deluxe mit Gletscherblick  
inkl. Frühstück | Mitgliederpreis ab ~~401.00 CHF~~  
**281.00 CHF**



★★★★★

**Kurhaus Cademario**  
Cademario

-50%

Exclusive Chic mit Gartensicht  
inkl. Frühstück | Mitgliederpreis ab ~~300.00 CHF~~  
**150.00 CHF**



★★★★★

**Monte Rosa**  
Zermatt

-30%

Alpenrose Doppelzimmer  
inkl. Frühstück | Mitgliederpreis ab ~~260.00 CHF~~  
**182.00 CHF**



★★★★★

**Eiger Selfness Hotel**  
Grindelwald

-50%

Doppelzimmer Lifestyle Chic  
inkl. Frühstück | Mitgliederpreis ab ~~260.00 CHF~~  
**130.00 CHF**



★★★

**Schatzalp Snow & Mountain Resort**  
Davos Platz

-50%

Doppelzimmer Bergseite  
inkl. Frühstück | Mitgliederpreis ab ~~230.00 CHF~~  
**115.00 CHF**



★★★

**Hotel Du Port**  
Villeneuve

-50%

Doppelzimmer Standard  
Mitgliederpreis ab ~~190.00 CHF~~  
**95.00 CHF**

### Der Spar(s)pass für Hotelliebhaber

Das ganze Jahr in Hotels entspannen und dabei viel Geld sparen. Auf [hotelcard.com](http://hotelcard.com) bieten über 500 Hotels ihre freien Kapazitäten mit 30-50% Rabatt an.

Ob Wellness-Wochenende, Städtetrip oder Wandern in den Bergen: Als Hotelcard-Mitglied haben Sie immer einen Grund zum Verreisen und dank einer durchschnittlichen Ersparnis von CHF 200.- pro Buchung schaut auf Ihren Reisen immer etwas mehr für Sie heraus.

### Win-win für Kunden und Hotels

Im Gegensatz zu anderen Buchungsportalen oder Reiseveranstaltern zahlen Hotels bei Hotelcard keinerlei Kommissionen oder Gebühren. Deshalb offerieren sie den Hotelcard-Mitgliedern die weitaus günstigsten Zimmerraten. Win-win für das Hotel und auch für Sie als Kunde.



Jetzt bestellen:  
[hotelcard.com/weltwoche](http://hotelcard.com/weltwoche)  
Telefonisch bestellen:  
**0848 711 717**

Mitgliedschaft erneuert sich nach 1 Jahr automatisch für Fr. 99.- / Jahr  
Kündigung jederzeit bis 14 Tage vor Ablauf möglich

Angebot gültig bis 14.11.2021

### So profitieren Sie:

- Wählen Sie aus über 500 Hotels in der Schweiz und dem nahen Ausland
- Übernachten Sie mit 30-50% Rabatt
- Beliebig oft einsetzbar bis max. drei Nächte in Folge
- Einfacher Buchungsprozess ohne versteckte Kosten
- Regelmässige Hotel- und Reisetipps von unseren Reiseexperten



Goldenes Kabul: Talib Uqab. Seite 14



«Es ist nicht vorbei»: Battegay. Seite 20



«Stopp!» sagen: Leyla Bilge. Seite 42

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Ferien in Afghanistan
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Bruno Staffelbach
- 10 Tagebuch Fabian Cancellara
- 12 Bern Bundeshaus  
Sommarugas Klima-Marionetten
- 13 Blick in die Zeit
- 14 «Wie wir die Weltmacht USA besiegten»  
Die Machtübernahme in Kabul aus Sicht des Talibs Uqab Afghan Alhanafi
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Vegi-Zwang an der Uni;  
Flüchtlings-Remake von 2015
- 18 Mörgeli  
Asylgrund «Bezug zur Schweiz»
- 18 Blabla fürs Volk  
Die nichtssagende Rhetorik der Politiker
- 19 Peter Bodenmann  
SVP und Balkan verlängern Seuche
- 20 «Wir Menschen können uns täuschen»  
Grosses Gespräch mit dem renommierten Infektiologen Manuel Battegay
- 24 Only Fans  
Im Rausch der Botenstoffe
- 25 Hengartners Versäumnisse Schlechtes  
Zeugnis für den Chef des ETH-Rats
- 29 Pop von rechts  
Von Elvis Presley bis Kanye West
- 28 Stille Heldin aus Alcamo  
Die Rebellin Franca Viola
- 29 Kurt W. Zimmermann  
Srbiji, Madarskoj, Slovackoj

- 30 «Führen ist mühsam» Christoph Blocher  
über Erfolg in der Politik
- 33 Brief aus Kenia Tamás Kiss
- 34 Die Wahrheit über Drogen  
Es ist alles ganz anders, als wir glaubten
- 36 Talent im falschen Körper  
Lionel Messi vs. Xherdan Shaqiri
- 37 Hansrudolf Kamer  
Requiem für den Westen?
- 38 Einsteins Briefe an Kinder  
Neue Dokumente aus Jerusalem
- 39 Inside Washington Demokraten feuern  
auf ihren Präsidenten
- 40 Bersets Mann im Aargau  
SVP-Regierungsrat Jean-Pierre Gallati
- 41 Strafrecht im Lotteriemodus  
Urteil in der «Chilli's»-Affäre
- 42 «Die Sicherheit unserer Mädchen  
geht vor» Interview mit der Muslima  
und AfD-Politikerin Leyla Bilge
- 44 Alan Kurdi Wie es wirklich war
- 45 Milliardendeal in den Medien  
Fusion von Ringier und TX Group
- 46 Politik gegen den Rechtsstaat  
Kritik an den Corona-Massnahmen
- 47 Anabel Schunke  
Fremd im eigenen Land
- 48 Leserbrief
- 49 Nachruf Lee «Scratch» Perry
- 50 Beat Gygi  
Ich bin so frei

## LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
- 52 Philosoph des Klatschs  
Rat von Heinrich Heine
- 54 Bücher der Woche
- 57 Die Sprache
- 58 Kunst Nicolas Party in Lugano
- 60 Film  
«Monte Verità – Der Rausch der Freiheit»
- 61 Klassik Anita Rachvelishvili
- 62 Ausstellung  
Die Beiz als Lebensmittelpunkt
- 62 Theater  
Zukunft des Zürcher Pfauenstaals
- 63 Jazz Marc Johnson

## LEBEN HEUTE

- 64 Wunderbare Welt
- 64 Unten durch
- 65 Fast verliebt
- 66 Sehnsuchtsorte
- 67 Lebensläufe
- 67 Thiel
- 68 Essen
- 68 Wein
- 69 Auto
- 69 Objekt der Woche
- 70 Zeitzeichen
- 70 Dr. M.
- 71 Treffen mit ... Géraldine Knie
- 72 Jack Stark  
Der rasendste Reporter
- 74 Tamara Wernli  
Privilegierte Empfindlichkeit



## VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg»

# Hansestadt mit Ohrenschmaus

Die weltoffene Hafenmetropole ist berühmt für ihre Sehenswürdigkeiten und kulturellen Höhepunkte. Zu den Hauptattraktionen zählt die Elbphilharmonie mit ihrer spektakulären Architektur und der aussergewöhnlichen Akustik. All das ist auf dieser Kurzreise mit Augen, Ohren und Gaumen zu geniessen.

Willkommen in einer der faszinierendsten Städte Deutschlands. Als Erstes steht eine Stadtrundfahrt auf dem Programm. Aussenalster, Michel, Rathaus, Reeperbahn und Hafen mit Speicherstadt sind einige der Stationen. Abends wird in aussergewöhnlicher Kulisse gespeist: Das authentische Restaurant «Schifferbörse», das schon oft als Filmkulisse genutzt wurde, verwöhnt seine Gäste mit Köstlichkeiten aus dem Meer. Genächtigt wird im 4-Sterne-Hotel ganz in der Nähe vom Bahnhof Dammtor.

Die Hafencity besuchen wir am zweiten Tag. Nirgendwo sonst berühren sich das alte und das neue Hamburg so harmonisch wie hier. Dem Mittagslunch im Traditionsrestaurant «Kajüte» folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Hier liegt noch immer der Duft von Kaffee, Tee oder Gewürzen in der Luft. Am Abend kommen wir in den einmaligen Genuss eines Konzerts im Grossen Saal

der Elbphilharmonie. Es gastiert die Starsopranistin Sonya Yoncheva mit Orchester.

Was wäre Hamburg ohne Hafenrundfahrt? Dieser können wir uns fakultativ am Vormittag des dritten Reisetages anschliessen und dabei den Duft der grossen, weiten Welt erschnuppern. Nach dem Mittagessen in einem ausgewählten Restaurant besichtigen wir zur finalen Krönung dieses Ausfluges die traditionelle Kaffeerösterei Burg mit Kaffeeverkostung.

Zum Rückflug nach Zürich starten wir am Nachmittag – mit schönen, wertvollen Erinnerungen an die erlebnisreiche Zeit in Hamburg.

### BUCHEN OHNE RISIKO

Reisebuchungen für 2021 können Sie bei uns – ohne Angabe von Gründen – bis 60 Tage vor Reisebeginn kostenlos stornieren!

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg»

#### Reisetermin:

21. bis 23.11.2021:

Starsopranistin Sonya Yoncheva mit Orchester

#### Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Gebühren und Hoteltransfer
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Radisson Blu»
- Abendessen «Schifferbörse»
- Mittagsimbiss «Kajüte»
- Stadtrundfahrt
- Ausflug «Hafencity und Speicherstadt»
- Beste Konzertkarte (Kat. 1) in der Elbphilharmonie
- Qualifizierte, diplomierte Reiseleitung

#### Preise (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo: ab Fr. 1295.–

Für Nichtabonnenten: ab Fr. 1595.–

Zuschlag für November-Termin Fr. 80.–

Hafenrundfahrt und Kaffeerösterei Fr. 90.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

# Ferien in Afghanistan

Die grosse Evakuierung des Schweizer Aussendepartements bringt es an den Tag: Afghanische Flüchtlinge sind in Scharen in ihre Heimat gereist.

Christoph Mörgele

In den letzten zwei Wochen hat die Schweiz mit Unterstützung der deutschen Bundeswehr insgesamt 387 Personen aus Afghanistan in die Schweiz zurückgeflogen. Nur noch elf Schweizer Staatsangehörige – meist Mitarbeiter von Hilfswerken – weilten in dem von den Taliban überrannten Land. 218 Afghanen – schon bisher zusammen mit den Eritreern die grösste Gemeinschaft von Asylbewerbern – wurden in die Bundesasylzentren verteilt. Ihnen winken eine baldige Verteilung auf die Kantone und das garantiert dauernde Bleiberecht.

Die TA-Medien bezeichneten das Ausfliegen der rund vierhundert Personen als «eine der schwierigsten Rettungsaktionen der Schweizer Geschichte» und den Schauplatz der Ereignisse als «Hölle von Kabul». Was geradezu an die Höhlen von Verdun und Stalingrad gemahnt. Unter den Geretteten sind gemäss offizieller Zählung 34 Schweizer Staatsangehörige, allerdings nur gerade noch drei Schweizer Mitarbeiter der Direktion für internationale Zusammenarbeit (Deza). Die grosse Mehrheit besteht aus den 218 Deza-Lokalangestellten mit ihren Familien. Warum die örtlichen Mitarbeiter der schweizerischen Entwicklungshilfe in Afghanistan mit ihrem zweifellos vergleichsweise privilegierten Leben zwingend für immer in die Schweiz gebracht werden müssen, hat niemand begründet. Sie haben ja nicht mit den amerikanischen Besatzern oder der afghanischen Ex-Regierung kooperiert, sondern zusammen mit einem neutralen, humanitären Kleinstaat Gutes für ihr Land getan. Warum also sollten ausgerechnet sie Opfer einer allfälligen Vergeltung des neuen Regimes sein?

## Reisewarnungen missachtet

82 der im Monat August in die Schweiz ausgeflogenen Personen verfügen über keinen Pass, sondern lediglich über ein «Laissez-passer». Solche Papiere werden von den Schweizer Behörden in «Notfällen» ausgestellt, zum Beispiel bei Verlust oder Diebstahl der eigenen Pässe oder Identifikationsdokumente. Empfänger dieser Notpapiere («humanitäre Visa») waren Afghaninnen und Afghanen, wobei nicht abschliessend klar

wird, was genau sie dazu berechtigte und welchen Bezug zur Schweiz sie überhaupt haben. Angesichts der grossen Zahl dieser Passierscheine scheint zweifelhaft, ob die ausgeflogenen Personen tatsächlich so exakt identifiziert und überprüft wurden, wie in Bern später betont wurde. Wen genau man sich da ins Land geholt hat, dürfte sich erst noch weisen. Die Kriminalitätsstatistiken in der Schweiz, in Deutschland und in Österreich stimmen bezüglich Integrationsfähigkeit afghanischer Flüchtlinge nicht gerade zuversichtlich.

Bei den 34 als «Schweizer» ausgewiesenen Rückkehrern dürfte es sich zum grossen Teil um eingebürgerte Afghanen handeln, die trotz ausdrücklicher Reisewarnung des Aussendepartements ihre frühere Heimat besucht haben. Am merkwürdigsten erscheint der Status der 51 Personen «mit ständiger Aufenthaltsbewilligung in der Schweiz». Dies sind Afghanen, die hierzulande erfolgreich den Asylprozess durchlaufen haben. Dazu hält ein Sprecher des Staatssekretariats für Migration (SEM) fest: «Personen mit einer ständigen Aufenthaltsbewilligung können ohne Einschränkungen ins Ausland reisen und haben grundsätzlich dieselben Möglichkeiten für eine Evakuierung wie Schweizer Bürger.»

Diese heute gängige Reisepraxis wirft nicht nur Fragen auf, sondern zeigt das Paradox

unserer Asylpolitik exemplarisch auf: Die Immigranten, die sich selber ausdrücklich als «Flüchtlinge» deklarieren, reisen so rasch wie möglich wieder in die Ferien beziehungsweise zu Verwandtenbesuchen in ihre Heimatländer zurück. Sie können dort also schwerlich an Leib und Leben bedroht sein, wie es unsere humanitäre Tradition genau wie unsere Asyl- und Ausländerpolitik eigentlich verlangen. Der Tourismus vorgeblicher Flüchtlinge in ihre Herkunftsländer ist und bleibt stossend. Auch die Rückreise von Asylbewerbern aus Eritrea sorgt regelmässig für unliebsame Schlagzeilen. Es stimmt etwas nicht, wenn die angeblich in ihrer Heimat verfolgten Menschen wieder heimfliegen, sobald sie im Besitz der begehrten schweizerischen Ausweispapiere sind.

## Arrangierte Hochzeit

Am Beispiel des 27-jährigen Afghanen Mohammed Emamzai hat *Zentralplus* so wohlmeinend wie ungewollt das Elend des Schweizer «Asylantismus» aufgezeigt. Der im Kanton Zug wohnhafte frühere Flüchtling möchte seine Frau und sein Kind in die Schweiz holen und erklärt: «Ich habe 2019 in Afghanistan geheiratet, als ich dort in den Ferien war.» Es handle sich um eine arrangierte Ehe, um deren Schriftlichkeit er sich erst später bemühte. «Weil er während seiner Ferien jeweils nur wenige Wochen in Afghanistan bleiben konnte, reichte die Zeit jedoch nicht aus.» Wegen der Covid-Pandemie wurden Mohammed Emamzais Ferien 2020 noch etwas länger, denn er blieb in Afghanistan «aufgrund der Situation mehrere Monate stecken». Im Juni 2021 reiste er erneut zu einem Familienbesuch nach Kabul. Und ärgert sich jetzt, dass ein afghanischer Asylkollege und Ferienreisender im Rahmen der helvetischen Evakuierungsaktion Frau und Kind ausser Landes bringen durfte, was ihm selber verwehrt bleibe.

Die Bevorzugung der einen ist immer die Diskriminierung aller andern. Sicher scheint jedenfalls so viel: Die angebliche «Hölle» in Afghanistan wird auch weiterhin das beliebteste Ferienziel der grossen afghanischen Flüchtlingskolonie in der Schweiz bleiben.





# Lieber Bruno Staffelbach

Sie sind Rektor der Universität Luzern, die in ihrer Mensa nur noch vegane und vegetarische Speisen servieren wird. Studentinnen, die sich ausgewogen ernähren möchten, verbannen Sie vor die Uni, wo künftig ein Foodtruck Fleischesser bedienen wird. Dies geschieht aus politischen und religiösen Gründen.

Veganismus ist eine neue Religion, ihre Anhänger fühlen sich überlegen und verurteilen Fleischesser als Mörder an Lebewesen, die Menschen ebenbürtig sein sollen. Um nicht falsch verstanden zu werden: Ich esse gerne und oft vegetarisch, aber Poulet, *canard laqué*, Truthahn oder ein Rindsfilet werden immer zu meinem Menüplan gehören.

Politisch motiviert ist Ihre Massnahme, weil diese den militanten Klimapolitikern das Mantra nachbetet, die Fleischproduktion zerstöre den Planeten. Wie dem auch sei: Mehr vegane und vegetarische Speisen in der Mensa sind okay, aber etwas Fleisch gehört auf den Menüplan.



*Riesenbusiness mit enormen Margen:*  
Rektor Staffelbach.

Alles andere ist Bevormundung erwachsener Menschen und, was die Fleischesser anbelangt, eine krasse Diskriminierung einer Minderheit, die zur veganen und vegetarischen Vernunft erzogen werden soll.

Sind Sie etwa vor der Woke-Bewegung in der Studentenschaft eingeknickt? Fast macht es den

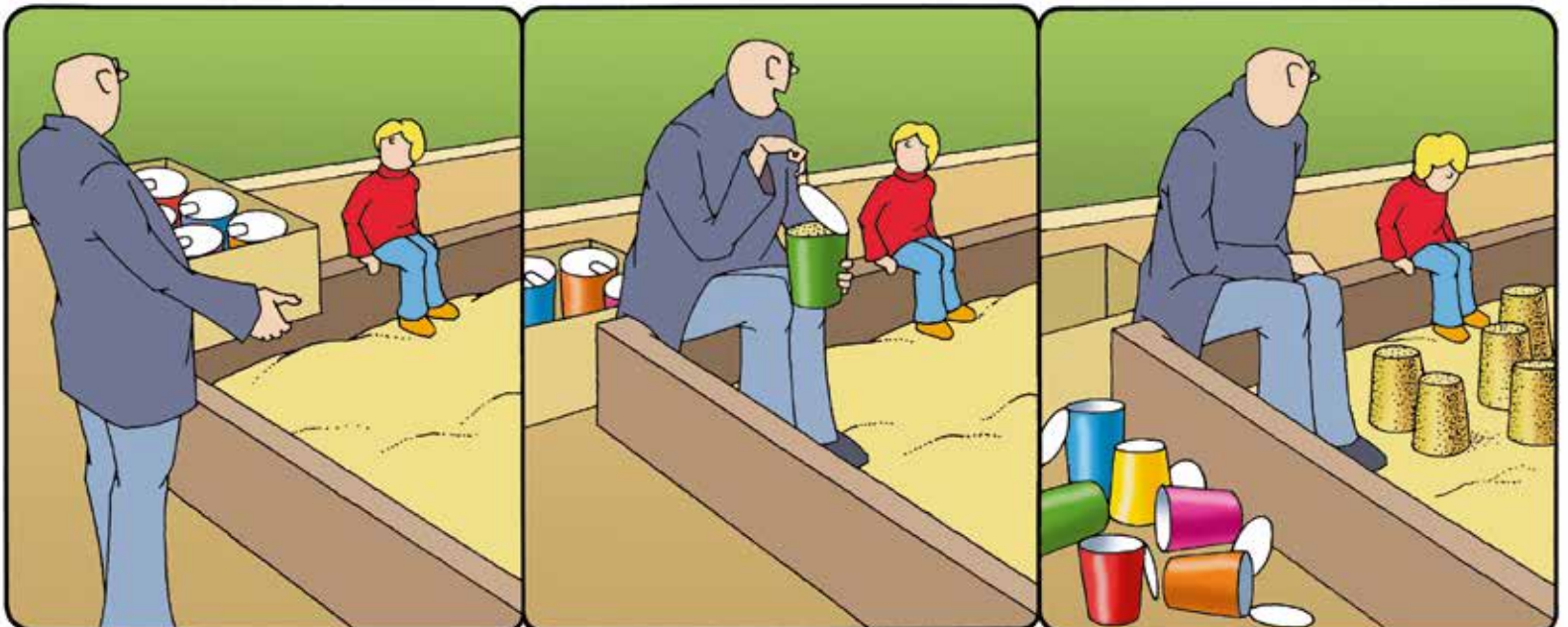
Anschein. Eine Uni darf sich nicht von religiösen und politischen Bewegungen manipulieren lassen.

Ich verstehe die Viehzüchter, Metzger und Politiker, die schockiert sind und protestieren. Die Mensa werde künftig ganz auf Regionalität, Nachhaltigkeit und Saisonalität setzen, sagen Sie. Dabei vergessen Sie, dass vegane Ernährung nicht zwingend klimafreundlicher produziert und transportiert wird als etwa Fleisch von glücklichen Hühnern und Kälbern aus der Umgebung. Die industriell hergestellten Proteinersatzprodukte sind übrigens ein Riesenbusiness mit enormen Gewinnmargen.

Sie werden also Viehzüchter ärmer und Food-Industrielle reicher machen. Seien Sie nicht naiv. Bleiben Sie tolerant!

*Mit freundlichen Grüßen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Fabian Cancellara



**E**s war eine besondere Atmosphäre beim Restaurant «Cube» in Zürich Albisrieden am vergangenen Freitag – kurz nach ein Uhr nachts. Ich hatte nur 45 Minuten geschlafen, fühlte mich aber bereit für die Herausforderung über 280 Kilometer, 6500 Höhenmeter und die drei Pässe Glaubenberg, Brünig und Grimsel, die ich zusammen mit dem noch aktiven Profi Cyrille Thiéry in Angriff nahm. Zuerst begrüßte ich die rund 400 Teilnehmer und führte einen kurzen Velocheck durch. Denn das Material ist in einem solch langen Rennen von grosser Bedeutung. Der Erste, der um 1.15 Uhr startete, war übrigens Rainer Maria Salzgeber. Man würde es dem TV-Mann ja nicht unbedingt zutrauen, aber er befindet sich in Topform.

In gewissem Sinn steht Rainer für die Kundschaft, die wir mit unserer Rennserie ansprechen wollen – Menschen aller Altersklassen, gesellschaftlichen Schichten und sportlichen Ambitionen: solche, die sich in ein neues Abenteuer stürzen wollen, solche, die auf ein Ziel hintrainieren, oder Genussfahrer. Bei uns können alle mitmachen, die Lust aufs Velofahren haben. Vielleicht entdeckt bei uns ja plötzlich auch ein Junger seine Leidenschaft für Radrennen und findet seine Berufung.

**I**ch kann mich noch genau erinnern, als ich meinen Vater das erste Mal fragte, ob ich sein Fahrrad ausprobieren dürfe. Praktisch ab der ersten Pedalumdrehung war ich von diesem Sportgerät fasziniert. Ich habe das Velo immer als Passion gesehen – als Mittel, Natur, Freiheit und Abwechslung zu erleben. Deshalb war das Radfahren für mich immer viel mehr als ein Sport. Ich würde es rückblickend als Lebensschule bezeichnen.

Dieses Gefühl möchte ich den Teilnehmern meiner Rennserie vermitteln. Deshalb ist es für mich Ehrensache, dass ich dem Rennen nicht nur meinen Namen gebe – sondern auch Teil davon bin. Es ist speziell, wenn man im stockdunklen Zürich losfährt, die ersten Stunden mit Lichtreflektoren unterwegs ist und dann irgendwann in der Innerschweiz den Sonnenaufgang erleben darf. Am Schluss hat man die halbe Schweiz durchquert – und ist von der grössten Stadt des Landes in einen der berühmtesten Touristenorte gefahren.

Wobei die letzten sechs Kilometer von Täsch nach Zermatt nochmals ganz speziell sind. Denn diese Strecke legen auch die Teamfahrer zusammen zurück und feiern gemeinsam die Ankunft. Das ist fast ein bisschen wie die Schlussetappe der Tour de France, wo auf den Champs-Élysées vom Publikum jedem gehuldigt wird, der die dreiwöchigen Strapazen überstanden hat.

**A**uch fünf Jahre nach meinem Rücktritt spielt das Velo noch eine zentrale Rolle in meinem Leben. Es hat mich weder auf den Golfplatz noch auf den Laufparcours gezogen. Für dieses Jahr setzte ich mir – eher spasseshalber – das Ziel, 7777 Kilometer zurückzulegen. Ich weiss nicht, ob ich es schon erreicht habe; vermutlich nicht. Und ich weiss nicht, ob ich es erreichen werde. Aber das spielt für mich heute keine Rolle mehr. Es ist mir wichtiger, anderen Menschen den Zugang zu unserem Sport zu eröffnen. Unsere Töchter – Giuliana, 15, und Elina, 9 – besitzen eher tänzerisches Flair. Das Velo dagegen ist für sie «nur» ein Fortbewegungsmittel. Für mich und meine Frau geht das voll in Ordnung. Denn jede und jeder soll das machen, was ihr oder ihm gefällt. Und bei Kindern ist es vor allem wichtig,

dass sie den Zugang zu irgendeiner Sportart finden.

**S**elbstverständlich verfolgte ich die Olympischen Spiele in Tokio ganz genau. Es war grossartig, wie erfolgreich die Athletinnen und Athleten von Swiss Cycling unterwegs waren. Das zeigt nicht nur, dass viel in unseren Sport investiert wird, sondern vor allem, dass sehr zielorientiert und effizient gearbeitet wird. Als Stefan Küng im Zeitfahren die Bronzemedaille um 0,4 Sekunden verpasste, wurde einem wieder bewusst, wie brutal der Sport sein kann. Hätte Stefan vielleicht einmal weniger geatmet oder den Kopf an einer Stelle nicht gehoben, hätte es zu Bronze gereicht. Aber so blieb ihm nur die grosse Enttäuschung. Seine Chance wird wieder kommen. Da bin ich mir sicher.

**F**ür mich war Tokio auch persönlich ein wichtiges Ereignis. Denn eigentlich hätte ich die Spiele vor Ort verfolgen wollen – auf Einladung des IOC. Doch Corona durchkreuzte diese Pläne. Der Besuch in Japan wäre für mich der perfekte Anlass gewesen, das Kapitel Olympia emotional abzuschliessen. Denn meine beiden Olympiasiege sind noch immer sehr nah und präsent. Grössere Gefühle kann man als Sportler kaum erleben. Doch die liegen hinter mir. Und im Leben ist es wie in einem Radrennen: Der Blick zurück kann einem die Sicht für eine erfolgreiche Zukunft nehmen.

**Fabian Cancellara**, 40, wurde als Radrennfahrer zweimal Olympiasieger und viermal Weltmeister im Zeitfahren. Heute ist er mit seiner Agentur Sette Sports im Sportmanagement tätig.

# Die Familie wird grösser

Die BMW R 18 mit dem einmaligen Boxermotor wird mit den Modellen Transcontinental und R 18 B zur luxuriösen Reisemaschine.

David Schnapp

**S**ie bleibt eine faszinierende Erscheinung im laufenden Motorradjahr – die BMW R 18 mit dem grössten Boxermotor, den BMW je gebaut hat. Und konsequent wird die aussergewöhnliche Maschine zur eigenständigen Familie innerhalb der Modellpalette des bayerischen Herstellers ausgebaut: Mit der BMW R 18 Transcontinental und der R 18 B gibt es hier zwei neue Mitglieder in der wachsenden Gemeinschaft, die für luxuriöse Zweiradreisen und das Highway-Feeling bestens gerüstet sind.

Der *American way of ride* wird auf der R 18 Transcontinental zur entspannten Ausfahrt, dank Frontverkleidung mit hohem Windschild, Windabweiser und Flaps, einem Cockpit mit vier analogen Rundinstrumenten und 10,25 Zoll grossem Farbdisplay. Zusatzscheinwerfer, ein Marshall-Soundsystem, Motorschutzbügel, Koffer, Topcase, Sitzheizung, in Chrom gehaltene Schmuckelemente sowie ein Motor mit Silber-Metallic-Lackierung sind die Merkmale dieser Langstreckenmaschine.

Die R 18 B (Bagger) ist klassisch um die beiden hinteren Koffer (Bags) gebaut und gewissermassen für den *lonely rider* konzipiert, der – um es etwas bildhaft auszudrücken – auf seinen Fahrten durch die einsame Prärie zu sich selbst findet. Vielleicht geniesst er aber einfach nur die Fahrt auf einem, aus jedem Blickwinkel betrachtet, aussergewöhnlichen Motorrad. Von der Transcontinental unterscheidet sich die Bagger durch den Verzicht auf das Topcase, ein etwas niedrigeres Windschild, eine schlanke Sitzbank und einen Motor, der in mattem Schwarz gehalten ist.

Beiden neuen Familienmitgliedern gemeinsam ist natürlich die edle Herkunft. Die R 18 sind made in Berlin und hervorragende Beispiele dafür, wie im Motorrad-Design historische Zitate mit zeitgemässer Ingenieurskunst verbunden werden können. Der sogenannte Doppelschweif-Rohrrahmen aus Stahl, auf dem die R 18 aufgebaut ist, führt eine BMW-Tradition dieser Bauart fort. Und wer genau hinschaut, entdeckt handwerklich hochstehende Details wie Schweissverbindungen oder die nach dem Vorbild der legendären BMW R 5 konstru-



Highway-Feeling: BMW R 18 Transcontinental (l.) und R 18 B.

#### Herbst-Highlights bei BMW Motorrad

Zum Saisonende im September bieten die BMW-Motorradhändler eine Reihe guter Gründe, sie zu besuchen:

- Die ersten Probefahrten mit der R 18 B und der R 18 Transcontinental sind möglich. Wer im September eine R 18 Probefahrt, kann die Maschine für drei Monate von Mai bis Juli 2022 gewinnen.
- Bei jedem Händler kann man den Einkauf von BMW-Motorrad-Fahrer-ausstattung gewinnen.
- Zu gewinnen gibt es ausserdem ein Enduro-Training inklusive Trainingsmotorrad in Hechlingen.
- Viele Demo-Fahrzeuge sind zu Sonderkonditionen im Angebot.

ierte Schraubverbindung, die das Hinterachsgetriebe einfasst.

Den Reiz der R-18-Modelle macht die Summe dieser liebevoll gestalteten Kleinigkeiten aus, aber natürlich auch das buchstäbliche grosse Ganze. Die BMW-Cruiser sind eindrucksvolle Erscheinungen, wie ein fahrendes Kunstobjekt sitzt der klassischerweise quer eingebaute

Boxermotor vor dem Fahrer als Monument der motorisierten Fortbewegung. Kontrolliert-sanft vibrierend und satt klingend, bringt einen der Big Boxer mit 1802 Kubikzentimetern Hubraum und 67 kW/91 PS Leistung voran.

Zum aussergewöhnlichen Charme der R 18 Transcontinental und der R 18 B gehört die Mischung aus klassischem Erscheinungsbild und diskret angebrachter, moderner Technik. Die luxuriösen Tourer bieten serienmässig drei verschiedene Fahrmodi («Rain», «Roll» und «Rock»). Die automatische Stabilitätskontrolle sorgt serienmässig für hohe Fahrsicherheit. Und wer sich schliesslich auf die lange Zweiradreise begibt, kann auf Assistenzsysteme wie eine Geschwindigkeitsregelung mit integrierter Abstandsregelung zurückgreifen und sich von einem digitalen Soundsystem des britischen Herstellers Marshall mit bis zu 280 Watt Leistung unterhalten lassen. Allerdings ist eine Fahrt auf einer R 18 an sich schon Unterhaltung genug.



**BMW  
MOTORRAD**

Diese Seite entstand in Zusammenarbeit von BMW Motorrad Schweiz und der *Weltwoche*.

# Sommarugas Klima-Marionetten

Nach dem Nein zum CO<sub>2</sub>-Gesetz gibt Simonetta Sommaruga die verständnisvolle Magistratin. Derweil versuchen ihre Missionare im Parlament, den Volksentscheid umzustossen.

Für einmal hörte sich Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) ganz zahm an: «Die künftige Klimapolitik müsse ohne neue Abgaben auf Benzin, Heizöl oder Flugtickets auskommen. Das ist nicht der Weg», sagte sie in der SRF-«Rundschau». Kurz vor dem nächsten Klimagipfel im schottischen Glasgow gibt sich die Umweltministerin versöhnlich. Allerdings steht der Verdacht im Raum, dass sie verbal zurückbuchstabiert, um klimapolitisch nicht noch mehr Porzellan zu zerschlagen.

SVP-Nationalrat Christian Imark, der als Kampagnenchef im Abstimmungskampf gegen die CO<sub>2</sub>-Gesetzesrevision der Umweltministerin am 13. Juni eine schmerzvolle Niederlage zufügte, traut dem Burgfrieden jedenfalls nicht. «Das ist doch bloss wieder eine Beruhigungspille», warnt er. «Sie will wegen der Gletscherinitiative und ihrem direkten Gegenvorschlag zur Initiative nicht schon jetzt alle aufscheuchen.» Die Gletscherinitiative verlangt, ein Verbot für fossile Energien sowie netto null CO<sub>2</sub>-Emissionen bis 2050 in der Verfassung zu verankern; die SP-Bundesrätin setzt bloss das Netto-null-Ziel. Das Problem: Beides würde wieder neue klimapolitische Sachzwänge schaffen.

## Lautsprecher des Gejammers

Die Gegner sind deshalb beunruhigt. «Die Erfahrung mit dem Pariser Klimaabkommen hat gezeigt, dass wir keine Zielwerte mehr akzeptieren dürfen», warnt Imark. Sind diese einmal unter Dach und Fach, kommt sofort der Hammer in Form einschneidender Massnahmen. Bundesrätin Sommaruga und ihre Laufbuben im Parlament berufen sich ständig auf dieses Abkommen. Tatsächlich müssen sie auch alle Register ziehen, um den Daueralarm in den Schlagzeilen zu halten, da die Welt gegenwärtig andere Probleme hat als das Klima.

So twitterte die SP-Bundesrätin sogleich nach Erscheinen des IPCC-Berichts: «Der Weltklimarat dokumentiert, was mir Minister aus betroffenen Ländern eindrücklich schildern: Bei ihnen versinken ganze Landstriche im Wasser, lodern riesige Waldbrände.» Hat sie diesen Bericht tatsächlich gelesen? SP-



*Alles noch schlimmer:*  
SP-Chef Nordmann.

Fraktionschef Roger Nordmann klagte, dass die Situation noch schlimmer sei als erwartet. Der Präsident der Umweltkommission des Nationalrats (Urek), Bastien Girod (Grüne), leitete einen Tweet von Meteo Schweiz weiter, in dem die Wetterfrösche als Folge des Klima-

*Tatsächlich müssen sie alle Register ziehen, um den Daueralarm in den Schlagzeilen zu halten.*

wandels mehr Niederschläge für die Schweiz prophezeien. Der Solothurner Stefan Müller-Altarmatt (Mittepartei) wusste nach den Gewittern im Juli zu berichten: «Nun haben wir wohl langsam genug Wetter beisammen, um zu sagen: Der Klimawandel kostet Geld.»

Zu Sommarugas Lautsprechern darf man auch GLP-Präsident Jürg Grossen, Grünen-Chef Balthasar Glättli und dessen Vorgängerin Regula Rytz zählen. Auch der Zürcher FDP-Ständerat Ruedi Noser gehört dazu.

Das Gejammer folgt einem Plan: Man will den Stimmbürgern trotz Nein vom 13. Juni neue

Klimaschutzmassnahmen aufs Auge drücken. So hat die Umweltkommission des Nationalrates beschlossen, dass man die «unbestrittenen Teile» des CO<sub>2</sub>-Gesetzes weiterführen wolle – zum Beispiel die Kompensationspflicht für Importeure von Benzin und Diesel. Bis jetzt mussten diese einen Teil der CO<sub>2</sub>-Emissionen mit Klimaschutzmassnahmen kompensieren, das wurde mit einem Aufschlag bei den Treibstoffen von 1,5 Rappen pro Liter finanziert. Nach dem Scheitern des CO<sub>2</sub>-Gesetzes laufen diese Massnahmen am Jahresende aus, viele Projekte wie Biogasanlagen sind dadurch nicht mehr finanziert.

## Nordmanns Plan

Aber Sommaruga und das Parlament beschlossen kurzum, dass einzelne Elemente des Pakets nicht bestritten seien. Die SVP, die als einzige Partei das CO<sub>2</sub>-Gesetz erfolgreich bekämpfte, stimmte dem auch zu. Doch was die Mehrheit der Kommission fabriziert hat, kann man kaum mehr als «unbestrittene Elemente» durchgehen lassen. Die Reduktionsziele und Verpflichtungen für die Treibstoffimporteure sollen bis 2024 verlängert und dafür der Preis an der Zapfsäule um weitere 3,5 Rappen angehoben werden. «Genau das haben die Stimmbürger abgelehnt», sagt Nationalrat Albert Rösti, der den Benzinpreisaufschlag für Kompensationen bei 1,5 Rappen deckeln wollte, mit seinem Antrag aber scheiterte.

Und das ist noch nicht alles: Vor dem Urek-Entscheid hat Sommarugas Umweltbehörde Bafu bereits die Abgabe auf Brennstoffe von 96 auf 120 Franken erhöht. Sommarugas Echo, SP-Fraktionschef Nordmann, arbeitet zudem fieberhaft an einem Plan, um der Gletscherinitiative keinen direkten, sondern ein neues CO<sub>2</sub>-Gesetz als indirekten Vorschlag gegenüberzustellen. Seine Überlegungen: Eine Gesetzesänderung habe bei einem Urnengang die besseren Chancen, weil nur das Volksmehr nötig sei. Bei einer Verfassungsänderung, die mit der Gletscherinitiative und dem direkten Gegenvorschlag angestrebt wird, müssten Volk und Stände ja sagen.

# BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Wo liegt Seldwyla? «Irgendwo in der Schweiz», schrieb Gottfried Keller, «mitten in grünen Bergen», geschützt von «alten Ringmauern und Türmen».

«Die Leute von Seldwyla», wie Kellers Erzählungen heissen, entstanden im 19. Jahrhundert und zählen längst zur Weltliteratur. Die Figuren sind leichtsinnig und lustig, sie «halten die Gemütlichkeit für ihre besondere Kunst», ohne zu wissen, wovon sie leben. Lieber lassen sie «fremde Leute für sich arbeiten» und «ermuntern sich durch ihre grosse politische Beweglichkeit».

Nun war Gottfried Keller nicht nur Schriftsteller, sondern auch Zürcher Staatschreiber. Er kannte sich mit Verwaltungen aus. Allerdings war der Staat in seiner Zeit so überschaubar wie der Fleiss der Leute von Seldwyla. Ob Keller sich hätte ausmalen können, was in einer Verwaltung mit 40 000 Angestellten los ist, so wie heute beim Bund? Die Wirklichkeit ist verrückter als jede Erfindung.

Der Bundesrat will die Bevölkerung zum Impfen bewegen. Das ist teuer. Die Kampagne könnte eine halbe Milliarde Franken kosten, wie ein Ökonom vor einigen Monaten vorgerechnet hat. Bislang hat der Bundesrat seine Ziele verfehlt. Vollständig geimpft ist erst die Hälfte der Bevölkerung. Damit liegt die Schweiz hinter ihren Nachbarn.

Was tun? Die Antwort der unbekümmerten Beamten muss selbst die Fantasie eines Gottfried Keller übersteigen, auch wenn sie in der schelmischen Tradition seiner Figuren steht. Der Nachrichtendienst des Bundes bezeichnet Impfzentren offen als mögliche Anschlagziele von Terroristen – ohne dafür «konkrete Hinweise» zu haben.

Richtig: Dieselbe Bundesverwaltung, die möglichst viele Menschen von der Impfung überzeugen will, stellt grundlos die Sicherheit der Impfzentren in Frage.

Eine grosse Frage der Literaturgeschichte darf als geklärt gelten: Seldwyla liegt in Bern.

So grotesk die Nachrichtendienst-Story auch ist: Es lohnt sich, genauer hinzuschauen. Sie wirft ein Schlaglicht auf die Rolle der Medien in diesen aufgeregten Zeiten.

Die NZZ am Sonntag hatte wissen wollen, «wie sich der Machtwechsel in Afghanistan auf die Sicherheitslage in der Schweiz auswirken werde». Der Nachrichtendienst antwortete, die Terrorbedrohung der Schweiz bleibe «erhöht». Vor allem von Dschihadisten gehe Gefahr aus.

Erst jetzt kamen die Impfzentren ins Spiel: «Anschläge auf solche Ziele würden sowohl grössere Menschenansammlungen treffen als auch intensive Medienberichterstattung

## Der Nachrichtendienst des Bundes löst nebenbei eine grosse Frage der Literaturgeschichte.

hervorrufen», teilte der Nachrichtendienst mit, ohne danach gefragt worden zu sein. Immer noch ging es um islamistischen Terrorismus.

Was nun passierte, ist interessant. Nehmen wir stellvertretend den *Blick*. «Sind Corona-Skeptiker radikal? Bund warnt vor Anschlägen auf Impfzentren», meldete der hauseigene TV-Sender. Wer die Politik des Bundesrats ablehnt, war jetzt schon fast ein Terrorist.

Die Story kam wie gerufen. Der *Blick* hatte zuvor tagelang einen Thriller um den «Hochrisiko-Auftritt» von Bundesrat Alain Berset in

der SRF-«Arena» inszeniert. Wäre dieser nach Kabul geflogen, um Flüchtlinge abzuholen – die Aufregung hätte nicht grösser sein können.

«Polizei-Sondereinheit Skorpion muss Berset schützen», hiess es zum Auftakt. Und gleich der nächste Aufreger: «SRF durchsucht Gäste nicht». Die Ankunft des Magistraten und seiner Leibwächter war sogar im Video zu sehen: «Hier fährt Alain Berset beim SRF vor».

Konnte das gutgehen? Es ging gut. Der «Hochrisiko-Auftritt» entpuppte sich als harmloser Plausch mit dem Bundesrat. Auch der *Blick* hielt fest: «Von Demonstrantinnen und Demonstranten war am Zürcher Leutschenbach weit und breit keine Spur, im Gegenteil: Einzig zwei Unterschriftenjäger erwarteten den Bundesrat vor dem Fernsehstudio.»

Chefredaktor Christian Dorer misstraute dem Frieden offenbar: «Macht uns die Schweiz nicht kaputt», hob er nach der «Arena» in seinem Wochenkommentar an. «Wenn unter Bürgerinnen und Bürgern der wechselseitige Respekt abhandenkommt, dann wachsen Hass und Wut.»

Kaum waren die versöhnlichen Worte gedruckt, stellte seine TV-Redaktion die «Corona-Skeptiker» unter Terrorismusverdacht – weil der Nachrichtendienst vor Anschlägen islamistischer Fanatiker gewarnt hatte.

Ist es Wahnsinn, so hat es doch Methode: Das Beispiel liesse sich mit weiteren Medien durchspielen. Gottfried Keller hätte die absonderliche Geschichte nicht besser erfinden können. Vermutlich war die Schlussfolgerung voreilig: Seldwyla ist nicht Bern. Seldwyla ist überall.

# Wie wir die Weltmacht USA besiegten

Natürlich sind Biden und Trump Feiglinge, aber sie handelten klug.

Sie haben begriffen, dass selbst die stärkste Armee gegen uns Taliban niemals gewinnen kann.

*Uqab Afghan Alhanafi*

**M**ein Name ist Uqab Afghan, was so viel bedeutet wie «afghanischer Adler». Ich bin 28 und ein ganz normaler Talib. Ich bin Kämpfer, Autor und Aktivist in den sozialen Medien.

Mein Tag beginnt um 5.30 Uhr, ich rezitiere den heiligen Koran, dann gehe ich zu meinen militärischen Pflichten über. Seit unserem Einmarsch in Kabul bin ich am Flughafen stationiert, ich gehöre zum Sicherheitsteam, das die Waffendepots der Taliban kontrolliert.

Am Montag war ich Zeuge, wie das letzte amerikanische Flugzeug mit den letzten US-Soldaten von der Startbahn rollte. Unsere Feinde am Himmel über Afghanistan verschwinden zu sehen, war der freudigste Moment meines Lebens. Dieses lange Kapitel der Besetzung ist nun abgeschlossen, der hässliche Schatten ist von unserem Land verschwunden.

Die Gebete, die darauf auf den Strassen von Kabul erklangen, rührten uns zu Tränen. Die Danksagungen an Allah liessen das goldene Kabul noch stärker erstrahlen.

## Vaters Waffenversteck

Für die Welt war es natürlich eine grosse Überraschung, wie eine kleine Gruppe von Mudschahedin mit sehr begrenzten Mitteln und alten, sehr unkonventionellen Waffen eine Supermacht besiegte. Ich persönlich hingegen habe nie an unserem Sieg gezweifelt.

Im Jahr 2001, als das alte Taliban-Regime zusammenbrach, war ich gerade einmal acht Jahre alt. Ich verstand nicht, was passierte, aber ich konnte den Schmerz und die Trauer in meiner Familie spüren.

Ich wurde in der Provinz Parwan geboren, zwei Autostunden östlich von Kabul. Mein Vater war ein militärischer Befehlshaber der Taliban in der Nähe des Luftwaffenstützpunkts Bagram. Viele der Taliban, die vor den amerikanischen B-52-Bombern und den Angriffen ihrer Verbündeten flohen, hatten ihre Waffen bei meinem Vater zurückgelassen. Mein Vater arbeitete Tag und Nacht daran, die Waffen zu verstecken. Wir Kinder durften die Waffen anfassen, ohne zu wissen, was sie bedeuteten und wozu sie da waren.



«Die M4 ist mein Favorit»: Talib Uqab.

Nach dem Zusammenbruch der Taliban ging mein Vater in die nahegelegenen Berge und versteckte sich in einer Höhle. Meine Mutter schickte mich mit Essen und Tee zu ihm. An dem Tag, an dem er zum ersten Mal zurückkehrte, bemerkten wir, dass ein amerikanischer Helikopter über unserem Haus schwebte. Mein Vater blieb jeweils tagsüber zu Hause. Am Abend brachte er mich zu Bett und schlief neben mir ein. Wenn ich in der Nacht aufwachte, war er verschwunden.

Als ich sechzehn Jahre alt wurde, versuchte ich alles zu unternehmen, um gegen die Invasoren zu kämpfen, und wurde Mitglied der Taliban-Medienkampagne. Ich führte ein gefährliches Doppelleben. Ich musste gefälschte Konten und Namen verwenden, um unsere Agenda in den sozialen Medien voranzutreiben. Viele meiner Freunde wurden wegen ihrer Pro-Taliban-Haltung verhaftet und abgeführt.

Mit siebzehn Jahren schloss ich mich ganz den Taliban an. Was mich an ihnen fasziniert, sind die Einigkeit, der Enthusiasmus und das

Vertrauen in die eigene Kraft, die Besatzer zu besiegen. Man kann die Taliban nicht mit einer normalen Armee vergleichen. Unter uns Kämpfern gibt es keine Rangordnung. An einem Tag bin ich Soldat, an einem anderen Tag Offizier, an einem anderen Tag Journalist.

Wir sind alle Freiwillige. Und alle sind wir inspiriert vom grössten Führer aller Zeiten, Mullah Mohammed Omar, dem einäugigen Gründer der Taliban. Kaum jemand hat ihn je gesehen, er war wendig und clever, um fremden Truppen zu entkommen.

## Amerikaner kämpfen für ihre Gehälter

Wir erhalten keinen Sold. Und wir erhielten nie regelmässig Verpflegung. Das Essen kam von den Menschen in den kleinen Dörfern, sie gaben uns, was sie hatten. Wir kämpften oft mit leerem Magen, aber unser Engagement und unsere Werte gaben uns Kraft.

Zu unserem Ritual gehört es, vor dem Kampf Koranverse aufzusagen. Unsere schlagkräftigsten Waffen waren natürlich die Selbstmordattentäter. Und wir haben improvisierte Sprengsätze aus einfachen Teilen hergestellt, die wir als Fallen auslegten.

Wir haben eine Menge amerikanischer Waffen erbeutet. Die M4 ist mein Favorit, ein fantastisches Gewehr. Da die Kämpfe am Boden stattfanden, war die AK-47 oder die M4 die gängige Waffe. Aber wir nutzen auch häufig unsere Mobiltelefone, denn in den sozialen Medien findet der eigentliche Kampf statt. Wenn wir ein Gebiet einnahmen, luden wir Bilder davon in den sozialen Medien hoch, und die Gegner verloren schnell die Moral.

Biden wird jetzt im Westen kritisiert. Aber ich würde sagen, Biden und Trump waren klug. Natürlich sind sie Feiglinge, aber im Unterschied zu Bush und Obama, die die amerikanischen Truppen in einen sinnlosen Krieg verwickelten, begriffen Biden und Trump, dass sie den Krieg nicht gewinnen konnten, und entschieden sich für den Abzug.

Der amerikanische Kampfgeist kann nicht mit dem unseren verglichen werden. Sie kämpfen für ihre Gehälter, wir kämpfen für unsere Werte. Es

ist sehr wichtig für einen Soldaten, dass er weiss, warum er kämpft. Wir sind die ärmste Truppe der Welt. Aber da wir für unser Land kämpften, waren wir auf der richtigen Seite. Sie waren Besatzer. Deshalb wurden sie auch besiegt.

Der ehemalige afghanische Präsident Aschraf Ghani und die internationalen Medien haben die Taliban als wilde und brutale Horde dargestellt. Als würden wir die Menschen bei lebendigem Leib auffressen. Wir sind zum afghanischen Volk gegangen und haben ihm erklärt, dass wir nicht dem entsprechen, was über uns erzählt wird.

Unser Anführer Haibatullah Achundsada und unsere Regierungsleute sind sehr einfache und ehrliche Menschen. Sie haben eine Amnestie ausgerufen, die alle einschliesst. Selbst wenn jemand einen unserer Brüder oder eines unserer Familienmitglieder getötet hat, werden wir uns nicht rächen. Ihm wird vergeben.

Es gibt also keinen Grund zu flüchten. Aber denjenigen, die nur aus wirtschaftlichen Gründen ausreisen wollen, sage ich: Das muss gestoppt werden. Wenn wir es zulassen, dass alle weglauen, dann werden alle nach Amerika oder nach Europa gehen.

Im Westen scheint man sich Sorgen um die afghanischen Mädchen zu machen. Sie fragen, ob sie weiterhin zur Schule gehen dürfen. Lassen Sie mich dieses Problem anhand eines Beispiels erläutern. Nach der Machtübernahme der Taliban in der Stadt Herat ging ein Mädchen auf einen Talib zu und versuchte, sein Gewehr zu küssen. Der Talib fragte: «Warum willst du meine Waffe küssen?» Das Mädchen antwortete: «Wegen deiner Waffe gibt es Sicherheit. Früher, als ich zur Schule ging, haben mich viele Jungen belästigt.» [Die Szene wurde angeblich gefilmt und auf sozialen Medien geteilt, der Clip war für die Redaktion jedoch nicht auffindbar; d. Red.]

Die Schulen sind offen, die Mädchen gehen zur Schule. Aber seit die Taliban wieder regieren, herrscht Sicherheit. Ich würde sagen, wir bieten die beste Sicherheit, die man sich auf der Welt wünschen kann. Wenn die Weltgemeinschaft uns das nicht attestiert, ist das unehrlich.

Es wird gesagt, dass Frauen unter unserer Führung nicht arbeiten dürfen. Das ist eine weitere Propagandalüge der internationalen Medien. Die Frauen können weiterhin zur Arbeit gehen. Aufgrund der kulturellen Anforderungen und der islamischen Wertvor-

*Ich würde sagen, wir bieten die beste Sicherheit, die man sich auf der Welt wünschen kann.*

stellungen werden sie natürlich nicht mehr so arbeiten wie früher, sondern in eingeschränkteren Bereichen, wo es nicht zu unnötigen Interaktionen mit männlichen Kollegen kommt. Solche Bereiche sind Frauenspitäler, der Kreissaal, Frauenuniversitäten, Mädchenschulen, aber nicht die Réception eines Hotels oder die Verkehrspolizei.

Auch die Rede- und Medienfreiheit ist uns wichtig. Ich persönlich habe nichts dagegen, wenn jemand die Taliban kritisiert, um sie zu verbessern. Aber wenn man die Taliban wegen islamischer Werte blossstellt, zum Beispiel wegen ihrer religiösen Rituale und ihrer Bärte, dann ist das nicht akzeptabel. Kritik ist das eine, Propaganda etwas anderes. Wir sollten darauf achten, dass wir die beiden nicht vermischen.

Ich glaube, die muslimische Welt steht voll hinter uns, aber die Angst vor ihren diktatorischen Herrschern verbietet es ihnen, uns offen zu unterstützen. Jeder, der uns mit Respekt begegnet, ist unser Freund. Wer uns bekämpft, ist unser Feind.

Ich habe hautnah miterlebt, wie der IS Chorasán den Flughafen von Kabul angegriffen und mehr als hundert Menschen getötet hat. Wir verurteilen dies. Der Islamische Staat ist unser grösster Feind. Wir haben seine Krieger in den letzten zwei Jahren mit all unseren Kräften bekämpft, und wir haben viele von ihnen getötet. Was al-Qaida betrifft: Im Moment gibt es keine al-Qaida bei uns, sie nutzen unser Gebiet nicht mehr.

### Friede und Freiheit

Wenn nun Amerika meint, es müsse mit Drohnen gegen IS-Kämpfer vorgehen, werden wir das nicht akzeptieren. Die Amerikaner haben kein Recht, in unserem Namen zu kämpfen. Würden wir die Schützenhilfe der Amerikaner annehmen, würden bald viele andere ihre Nase in unsere Angelegenheiten stecken. Dies ist unser Land. Wir werden mit unseren Feinden allein fertig.

Wir wollen die Selbstbestimmung für Afghanistan. Amerika erlaubt niemandem, sich auf seinem Boden einzumischen oder seine Bürger gefangen zu nehmen, und wir haben das gleiche Recht.

Ich bin verheiratet und habe zwei Töchter und einen Sohn, ich möchte, dass sie in Sicherheit aufwachsen. Es macht uns nichts aus, auf der Weltbühne eine kleine Rolle zu spielen, nicht viel Geld zu haben, aber wir wollen in Frieden leben. Allah möge uns beistehen, dass unsere Freiheit grenzenlos ist und der Friede ewig währt.

Aufgezeichnet von Sami Yousafzai und Urs Gehrig. Sie haben Uqab Afghan Alhanafi zwischen dem 29. und 31. August mehrmals per Whatsapp-Videoanruf interviewt.

Uqab Afghan Alhanafi auf Twitter: oqab\_afghan.



Lassen auch Sie sich schnell und ohne Voranmeldung gegen Covid-19 impfen.  
[ag.ch/coronavirus-impfung](https://www.ag.ch/coronavirus-impfung)



# Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



**Probeabo Digital:**  
8 Ausgaben nur Fr. 19.–  
Telefon +41 43 444 57 01  
kundenservice@weltwoche.ch





## PERSONENKONTROLLE

# Dobler, Girod, Leuenberger, Brander, Marti, Regez, Mujahid, Major, Biden



*Velo-Skeptikerin:* Simone Brander (SP).

**Marcel Dobler**, Fotomodell, lässt zum Geburtstag die Hüllen fallen. Der FDP-Nationalrat, der sich für das Amt des Parteipräsidenten interessiert hatte, postete als Dankeschön für die Glückwünsche auf Facebook ein Bild mit nacktem Oberkörper. Wir würden nicht so weit gehen, den ehemaligen Zehnkämpfer, der im Parlament gerne breitbeinig durch die Wandelhalle stolziert, als käme er gerade vom Speerwerfen, als FKK-Politiker zu bezeichnen. Aber was möchte uns Dobler sagen? Will er seine Virilität demonstrieren? Sich als Politiker öffentlich so in Pose zu werfen, getraute sich bisher bloss der Grüne **Bastien Girod** – und dem liess man das damals als Jugendsünde durchgehen. Bundesrat **Moritz Leuenberger** (SP) landete eher ungewollt in der Badehose im *Blick*. Beim über vierzigjährigen Dobler greift man sich dagegen an den Kopf. Aber wenigstens sieht er oben ohne besser aus als Leuenberger in Badehosen. (*hmo*)

**Simone Brander**, Fussgängerin, wird neue Stadträtin in Zürich. Angesichts der Mehrheitsverhältnisse in der Limmatstadt lässt sich das bereits sagen, obwohl die Wahlen erst im Februar stattfinden. Es reicht, dass sie die Genossen zu ihrer Kandidatin gekürt haben. Durchgesetzt hat sich die Fachspezialistin Energiewirtschaft gegen Nationalrätin **Min Li Marti**. Gewonnen hat sie mit dem tausendfach repetierten Versprechen, es brauche in der Wirtschaftsmetropole mehr Velowege, noch mehr Velowege und nur Velowege. Ironie der Geschichte: Die Gemeinderätin fährt selber gar nicht mit dem Fahrrad. Es sei ihr nämlich zu gefährlich. Wir fassen zusammen: Nachdem die Linke seit 31 Jahren die Politik nach Belieben dominiert hat, empfindet es ihre Bewerberin für die Exekutive als zu unsicher, auf den Drahtesel zu steigen.



*Achtung, bissig:* Joe Bidens Major.

Die amtierenden Stadträte können sich auf ihre neue Kollegin freuen. Ganz scheint Brander von deren Arbeit überzeugt zu sein. (*odm*)

**Stefan Regez**, Bald-Hotelier, verursacht Rauchschwaden im Hause Ringier. Der Leiter Publikumszeitschriften verlässt nach zwölf Jahren das Unternehmen – «auf eigenen Wunsch». Was wie die Entsorgung eines Fussballtrainers «im gegenseitigen Einverständnis» tönt, ist in diesem Fall aber undramatisch. Mit Blick auf seinen 50. Geburtstag will der Berner Oberländer Regez nochmals «etwas ganz Neues machen». Eine Option sei die Eröffnung eines Hotels. Wo das «Regez Inn» seine Tore öffnet, ist noch nicht klar: Sardinien, Diemtigtal oder Greenwich Village in Manhattan? So oder so darf man sich auf den Gastgeber freuen. Regez gilt im Haiischbecken des medialen Boulevards als Conférencier der sanften und menschlichen Töne. (*tre*)

**Zabihullah Mujahid**, Sprachrohr, hat gute Nachrichten für den Westen. In der österreichischen *Kronen Zeitung* versicherte der offizielle Sprecher der Taliban, dass eine islamische Regierung afghanische Straftäter aus Europa zurücknehmen und vor Gericht stellen würde. Ausserdem wolle man verhindern, dass Afghanen in den Westen abwandern: «Wir sind nicht froh, dass sie das Land verlassen.» (*ky*)

**Major**, Wächter, hat was gegen seine zweibeinigen Kollegen. An acht Tagen hintereinander biss **Joe Bidens** Schäferhund im Weissen Haus acht Leibwächter des US-Präsidenten. Die Vorfälle ereigneten sich im März, wurden aber bis jetzt vertuscht. Inzwischen ist der Job des Secret Service weniger gefährlich: Major lebt jetzt bei Freunden Bidens in Delaware. (*ky*)

## Vegi-Zwang an der Uni Luzern

Ab Mittwoch gibt es in der Mensa der Uni Luzern kein Fleisch mehr. Statt Schnitzel, Hamburger, Schinken und Braten kommen künftig Lupinen-Bolognese, türkische Linsensuppe, Rüebl-Carpaccio oder Gemüsebratwürste auf den Mittagstisch. Und viel Fruchtfleisch. Kochen wird der Zürcher Frauenverein (Gründungsmotto: «Für Mässigkeit und Volkswohl»).

Vielen der 3500 Studenten und 600 Mitarbeiter ist das nicht wurst. Nur die wenigsten von ihnen sind eingefleischte Vegetarier oder Veganer. Jetzt haben sie den Salat.

Ich bin ein Secondhand-Veganer: Kuh frisst Gras, ich fresse Kuh. Veganer halte ich für erbarmungslose Menschen. Ein Kalb kann wegrennen. Aber ein Salat? Tofu habe ich schon probiert. Er schmeckt am besten vom Grill, wenn man ihn fünf Minuten vor Gar-Ende durch eine Bratwurst ersetzt.

Die Bezeichnungen Vegetarier und Veganer sollen aus einer alten indianischen Sprache stammen. Sie bedeuten: «schlechte Jäger». Gegen 80 Prozent der Veganer sind Frauen. Wie man vernimmt, stöhnen die extrem Militanten unter ihnen beim Orgasmus keinesfalls. Weil sie nicht zugeben können, dass ein kleines Stück Fleisch so viel Spass machen kann. *René Hildbrand*

## Das Remake von 2015 läuft

Der orientalischen Märchensammlung «Tausendundeine Nacht» verdanken wir das «Sesam öffne dich» – den Schlüssel zu sagenhaften Schätzen. In der Realität sind es Segnungen des Wohlfahrtsstaates, die sich orientalische Märchenerzähler erschliessen – mit einem anderen Zauberwort: «Asyl».

Nun gibt es ein brandneues «Sesam öffne dich»: «Ortskraft». Es bezeichnet alle, die in Afghanistan für den Westen gearbeitet haben. Hunderttausende sollen es sein. Allein Deutschland hat 13 000 Personen eine Rettungszusage gemacht, konnte 4000 ausfliegen. Unter ihnen waren 100 Ortskräfte. Wer waren die anderen? Genau weiss das niemand. Das gilt auch für die 20 000 Afghanen, die Amerika auf seinem Stützpunkt im deutschen Ramstein geparkt hat.

«2015 darf sich nicht wiederholen», lautet das Mantra. Die Wahrheit ist: Die Wiederholung ist längst angelaufen.

*Wolfgang Koydl*

## MÖRGELI

### Asylgrund «Bezug zur Schweiz»

Rette sich, wer kann! Früher war das Aus-harren, heute ist das Davonrennen eine Heldentat. Ehedem haben die Schweizer Botschaftsangehörigen von 1943 bis 1945 trotz Bombenhagel ununterbrochen in Berlin durchgehalten. 2021 machte sich in der afghanischen Hauptstadt Kabul alles aus dem Staub, was Beine hatte.

Doch das Eidgenössische Aussendepartement nannte dies eine «erfolgreiche Aktion». Es teilte voller Genugtuung, Stolz und kaum unterdrücktem Triumph mit: In der «bisher umfangreichsten Evakuierungsaktion der Schweiz» seien rund 400 Menschen «mit Bezug zur Schweiz» ausgeflogen worden.

Der überwiegende Teil der 387 Ausgeflogenen sind Afghanen. Falls sie noch nicht das Schweizer Bürgerrecht oder eine hiesige Niederlassungsbewilligung haben, winkt ihnen und ihren Familien das lebenslange Aufenthaltsrecht in der Schweiz. Das Kriterium der Ausreise bildete ein «Bezug zur Schweiz». Bei dieser bislang unbekanntem Asylkategorie ist in Bern die Rede von Verwandtschaft oder einer früheren Tätigkeit für staatliche Schweizer Organisationen in Afghanistan beziehungsweise in der Schweiz.

Alle Medien echoten willfährig diesen «Bezug zur Schweiz» (*Basler Zeitung*), den «Schweiz-Bezug» (*20 Minuten*) oder den «Schweizer Bezug» (*Der Bund*). Doch was bedeutet dieser neugeschaffene Flüchtlingsbegriff? Geht es wirklich um die im Asylgesetz definierte Gefährdung des Leibes, des Lebens, der Freiheit und der Psyche? Oder genießt jemand schon automatisches Asylrecht dank «Bezug zur Schweiz», wenn er einmal eine Toblerone gekostet hat? Winkt Asyl dank «Schweizer Bezug» für jene, die bei einer Blinddegustation ein Raclette von einem Fondue unterscheiden können? Gilt ein «Schweiz-Bezug» für jene Auswanderungswilligen, die das Wort «Chuchischächtli» einigermaßen buchstabieren können?

Natürlich wissen wir Schweizer, dass wir mit unserer Asylpolitik manchmal doof sind. Wir sind ja nicht doof. Doch dieser «Bezug zur Schweiz» riecht nach Lotterie und Zufallsgenerator. Der Asylwahnsinn nimmt zu. Die Vernunft bleibt schlank.

Christoph Mörgeli

# Blabla fürs Volk

Deutschlands Kanzler-«Triell» hat es gezeigt: Wenn sie reden, wollen Politiker nicht erhellen, sondern verschleiern.

Wolfgang Koydl

**S**prache, so die Definition, ist eine Methode zur Übermittlung von Gedanken, Gefühlen und Wünschen. Mit ihrer Hilfe können Menschen einander mitteilen, was sie in Hirn und Herz bewegt. Hört man Politikern beim Sprechen zu, bleibt nur ein Schluss übrig: In ihren Herzen und Hirnen herrscht gähnende Leere. Denn was ihren Mündern entströmt, ist verbales Ektoplasma: blutleere, von jeglichen Inhalten befreite Floskeln und Phrasen.

Jeder Bürger kennt diese Sprache, die sich nicht festlegt, die vertuscht und verschleiern, anstatt zu informieren und zu erhellen. Manche glauben in diesem Nichts aus gestelztem Pathos und bürokratischem Sprach-Lego so etwas wie staatsmännische Brillanz zu erkennen, doch früher oder später schalten auch sie ab. Damit ist der Zweck erfüllt: Die Polit-Sprache ist ein Sedativum. Sie soll einlullen und einschläfern, nicht aufklären und informieren.

### Sprache einer Kaste

Jüngstes und besonders eindrückliches Beispiel ist die TV-Debatte der drei deutschen Kanzlerkandidaten Olaf Scholz, Armin Laschet und Annalena Baerbock mit dem grandios dummen Titel «Triell». Einhundertfünf Minuten lang wichen jene drei Personen, die Europas grösste Industrienation regieren wollen, erfolgreich jeder konkreten Antwort aus.



Der Ablauf ist altbekannt: Es beginnt mit der Unverfrorenheit, eine Frage gar nicht zur Kenntnis zu nehmen, sondern Worte zu einem ganz anderen Thema abzusondern. Es folgen aberwitzige Satzkonstruktionen, die sich in babelartige Höhen aufschwingen und im sinnentleerten Nichts verlieren. Es endet mit einem Bekenntnis zu entschlossenem Handeln, das allein auf heisser Luft beruht.

Dies ist die Sprache einer Kaste, wie sie auch Gurus, Ganoven und Geheimbünde entwickelten, ein Rotwelsch der gehobenen Stände. Roms Wahrsager, die Auguren, waren geschult, Nichtssagendes mit blumigen Girlanden zu verzieren. Das Augurenlächeln beschreibt das wissende Grinsen, mit dem sie anerkennend eine besonders gutgelungene Täuschung eines Kollegen quittierten. Wenn sie sich unbeobachtet fühlen, blitzt auch bei heutigen Politikern dieses Lächeln auf: Respekt, das war eine genial gezündete Nebelpetarde.

Zu ihrer Verteidigung würden Politiker anführen, dass sie sich vorsichtig ausdrücken müssen. Beim geringsten sprachlichen Fehltritt droht ein Shitstorm. Zudem dürfe man dem Wähler keine falschen Versprechungen machen, indem man sich eindeutig festlege.

Doch es ist keine Vorsicht, die die Politiker leitet. Sie sprechen eine Sprache, die bei jedem Wort ängstlich über die Schulter lugt, ob da nicht jemand steht, der sich Notizen macht. Es ist eine Sprache der Feigheit.

Angela Merkel ist eine Meisterin dieser Sprache. Wahrscheinlich ist es ihr zu verdanken, dass diese sich so rasch verbreitet hat wie ein Pilzbefall. Noch ihr Vorgänger Gerhard Schröder war für klare Worte bekannt, und wenn man länger in die Vergangenheit zurückgeht, trifft man auf Männer wie Franz-Josef Strauss, Herbert Wehner oder Helmut Schmidt.

Sie riskierten, was man in Berlin «eine kesse Lippe» nennt. Aber sie gingen nicht nur sprachlich Risiken ein, sondern auch politisch. Sie trafen Entscheidungen und standen dafür gerade, auch wenn sie sich als falsch erwiesen. Der heutige Polit-Jargon indes ist die Sprache der Verantwortungsscheu.

# SVP und Balkan verlängern Seuche

Die Wut der Geimpften, die bereits in der Mehrheit sind, wird sprunghaft ansteigen.



Was hat uns der Bundesrat in Sachen Corona-Seuche nicht schon alles gesagt. Im Sommer 2020 galt: Wir können Corona. Vor drei Wochen rief Berset in unserem Land der *Sibesieche* die «Normalisierungsphase» aus.

Lange Zeit behaupteten die Impfgegner: Es komme gar nicht auf die Zahl der Neuinfizierten an, sondern nur auf die Zahl der Spitaleinweisungen, auf die Zahl der Menschen, die auf den Intensivstationen liegen. Und genau diese beiden Zahlen steigen steil an.

Es gibt drei grosse Nester des Widerstands gegen das Impfen.

**Widerstandsnest 1** — Weite Teile der SVP sind – wie die Umfragen zeigen – gegen das Impfen. Unter ihnen vorab jene mit kleinen und mittleren Einkommen. Sie haben ökonomisch am meisten gelitten, besonders die Scheinselbstständigen. Ihr Nein zum Impfen ist zu einem schönen Teil hilfloser sozialer Protest.

**Widerstandsnest 2** — Jede Buchhändlerin weiss es: In den letzten zwei Jahrzehnten wandten sich immer mehr halbwegs gut Verdienende der Esoterik zu. Die Fraktion Kugeli-Anbeter und -Anbeterinnen nahm sprunghaft zu. Emotionen ersetzten wissenschaftliche Erkenntnisse. Freisinnige, Grüne und SP glauben, auf diesen Teil ihrer politischen Kundschaft Rücksicht nehmen zu müssen.

**Widerstandsnest 3** — Wie immer, wenn etwas schief läuft, sind die Ausländer schuld. Diesmal sind wieder einmal die Kosovo-Albaner an der Reihe. Immer im Sommer bekommen sie das grosse Reissen. Und besuchen ihre Heimat, auch um Feste und Hochzeiten zu feiern.

Das indische Delta-Virus hat – Zwischenstand der wissenschaftlichen Erkenntnis – noch einmal alles verändert:

**Veränderung 1** — Das neue Coronavirus überträgt sich so schnell wie die Windpocken. Wer nicht geimpft ist, wird sich in den nächsten neun Monaten anstecken.

**Veränderung 2** — Auch Geimpfte können sich anstecken. Aber die Impfung bleibt hochwirksam. Obwohl die Mehrheit der stimm-

*Harte Impfverweigerer sollten eine Busse von einem Prozent ihres steuerbaren Vermögens bezahlen.*

berechtigten Schweizerinnen und Schweizer geimpft ist, sind 90 Prozent der Corona-Patienten in den Spitälern – und nur auf die kommt es ja bekanntlich an – Nichtgeimpfte.

**Veränderung 3** — Weltweit wurden bis jetzt zwei Milliarden Impfdosen verabreicht. Die Zahl der Nebenwirkungen bleibt mehr als bescheiden. Und weitgehend beherrschbar.

**Veränderung 4** — Von jenen Corona-Infizierten, die ins Spital mussten und überlebten, leidet die Hälfte unter Long Covid.

Zu Beginn der Seuche erklärten unsere Politiker von Alain Berset bis Jens Spahn, es werde keine Impfpflicht geben. Sie würden diese rote Linie nie in ihrem politischen Leben überschreiten. Die Erfahrung lehrt: Wer in der Politik rote Linien definiert, wird früher oder später Opfer derselben. Und genau das passiert jetzt:

**Direkter Impfwang 1** — Das Kabinenpersonal der Swiss muss sich wegen der deutschen Lufthansa impfen lassen, sonst wird es nicht mehr eingesetzt. Sehr gut so.

**Direkter Impfwang 2** — Wer im rechts regierten Griechenland in einem Spital arbeitet, muss sich impfen lassen oder wird entlassen. Etwas gar brutal.

**Absehbarer direkter Impfwang 3** — Viele alte KPI-Mitglieder stellten resigniert fest: Mario Draghi macht das besser als die Linken. Draghi wird den Impfwang einführen, wenn bis Ende Oktober 2021 nicht 80 Prozent der Italienerinnen und Italiener geimpft sind. Grenzgängerinnen und Grenzgänger inklusive.

Das Ausländische von heute ist, auf der Zeitachse betrachtet, das Inländische von morgen. Unsere Anti-Seuchen-Task-Force eiert noch etwas herum. Unsere Bundesräte waren, sind und bleiben Gefangene ihrer unhaltbar gewordenen Versprechen. Anders Peter von Matt.

Die Wut der Geimpften, die bereits in der Mehrheit sind, wird sprunghaft ansteigen, sobald ihnen die lebensrettenden Herz- und Krebsoperationen wegen Überlastung der Spitäler verweigert werden.

Es wird immer ein Kern von harten Impfverweigerern übrigbleiben. Mehr als 800 000 Menschen machen sie nicht aus. Sie sollten im Rahmen eines Impfwanges light einmalig eine Busse von einem Prozent ihres steuerbaren Vermögens bezahlen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# «Wir Menschen können uns täuschen»

Auf den Intensivstationen der Schweizer Spitäler liegen vor allem Ungeimpfte. Der Infektiologe Manuel Battegay zur Natur des Virus und zur Verantwortung der Einzelnen in der Pandemie.

Roger Köppel und Beat Gygi

Die Corona-Zahlen sind wieder am Steigen, es werden mehr Kranke in die Spitäler eingewiesen, und viele befürchten eine baldige Überlastung der Intensivstationen. Wie bedrohlich ist die Lage, wie gefährlich ist das Virus, was bringt die Impfung? Der renommierte Experte Manuel Battegay legt hier dar, was man darüber weiss. Der 61-jährige Wissenschaftler ist Chefarzt der Klinik für Infektiologie & Spitalhygiene am Universitätsspital Basel und Professor für Innere Medizin und Infektiologie an der Universität Basel. Wir treffen ihn zum Gespräch in seinem nüchternen Büro im Basler Universitätsspital.

**Weltwoche:** Herr Battegay, in welcher Verfassung geht die Schweiz Ihrer Ansicht nach jetzt in den Corona-Herbst?

**Manuel Battegay:** Wir stehen in einer heiklen Phase, das gilt für die Schweiz und andere Länder. Wenn wir die Zahlen der Ansteckungen, Hospitalisierungen und belegten Intensivstationen anschauen, die im Vergleich zur ersten und zweiten Welle stärker steigen, dann ist das eine wirklich angespannte Situation.

**Weltwoche:** Was wäre denn zu tun?

**Battegay:** Wir wären sehr gut vorbereitet, wenn wir noch deutlich mehr impften. Es sind zurzeit fast nur Ungeimpfte in den schweizerischen Spitalern. Das Impfen bringt eine starke Entlastung. Von den über Siebzigjährigen beispielsweise sind jetzt deutlich über 80 Prozent geimpft, aber es sind die verbleibenden Ungeimpften, die dem Risiko schwerer Krankheitsverläufe ausgesetzt sind und gegebenenfalls Intensivstationen beanspruchen.

**Weltwoche:** Was wissen wir eigentlich über dieses Virus? Man hört von Krankheitsverläufen, die auch Ärzte immer wieder überraschen, mal von Gedächtnisstörungen, mal von plötzlichen Koordinationsproblemen im Sport. Was ist das Spezielle, Geheimnisvolle, Bedrohliche an diesem Virus, was wissen wir?

**Battegay:** Im Prinzip wissen wir sehr viel darüber, wenn es auch immer noch Neues gibt. Innert Wochen wurde dieses Virus sequenziert,

also dessen genetischer Code entschlüsselt. Die dreidimensionale Struktur ist bekannt, die Beschaffenheit der Oberfläche. Und das klinische Bild beschrieben und weltweit sehr ähnlich, ob in China, in Südamerika, in den USA oder der Schweiz. Die Sterbewahrscheinlichkeit bei einer Infektion beträgt im Durchschnitt ungefähr 1 Prozent, bei Jungen bei der Alpha-Variante ist sie nicht viel höher als bei der Grippe. Bei über fünfzigjährigen Menschen steigt sie jedoch exponentiell, auf das Zehn- bis über Hundertfache der Grippesterblichkeit in den höchsten Altersklassen. Bei Delta sind nun auch Jüngere betroffen, ungleich mehr als bei der Grippe.

**Weltwoche:** Also ein grenzenloses Virus?

**Battegay:** Wir haben tatsächlich weltweit ein uniformes Krankheitsbild, und die Risikofaktoren sind überall die gleichen: Diabetes, Übergewicht, zu hoher Blutdruck, kardiovaskuläre Risiken, männlich – und nicht zu vergessen: das Alter an sich, selbst ohne Vor-

*«Die Delta-Variante zeigt, dass die Koevolution Virus–Mensch noch am Anfang steht.»*

erkrankungen. Die Uniformität ist etwas vom Eindrücklichsten. Wir wissen auch, dass das Coronavirus viel weniger stark zu Mutationen neigt als das HIV. Und es ist klar, dass sich das Coronavirus im Unterschied zum HIV nicht ins Erbgut einschleusen kann. Die Menschen kicken das Virus quasi aus dem Körper, wobei leider zu viele schwer daran erkranken oder sterben.

**Weltwoche:** Was wissen wir nicht?

**Battegay:** Wir können nicht voraussagen, wer individuell schwer daran erkrankt oder wann und wo eine Corona-Mutation auftaucht, gegen die das Impfen unzureichend oder nicht wirkt, und das ist belastend. Niemand kann jetzt sagen, wie es im Winter genau weitergeht. Der beste Fall wäre, wenn wir nun durch eine sehr hohe Impfquote die Grundimmunität in der Bevölkerung noch massiv erhöhen könn-

ten. Klar, gegen die Delta-Variante ist die Impfung schwächer wirksam. Aber die Impfung reduziert die Wahrscheinlichkeit, schwer zu erkranken, massiv, um das zirka 25- bis 50fache, und reduziert die Infektionen. Bei tiefer Impfquote werden die Hospitalisationszahl sowie die Zahl der Toten hoch bleiben und im Herbst und Winter wahrscheinlich ansteigen. Die Pandemieüberwindung wird bei tiefer Quote verzögert werden.

**Weltwoche:** Von Fachleuten hört man oft, dass das Coronavirus durch Mutationen harmloser und nicht gefährlicher werde.

**Battegay:** Das ist eine wichtige Frage. Aber wir stehen erst am Anfang der Coronavirus-Entwicklung. Die Delta-Variante zeigt, dass die Koevolution Virus–Mensch noch am Anfang steht. Delta verbreitet sich aggressiver und macht schwerer krank. Immerhin scheinen sich noch schwerer krank machende Mutationen nicht durchsetzen zu können. Aber warten wir ab. Es kann sein, dass das Coronavirus bei einer sehr hohen Immunität der Gesellschaft harmloser wird, da es ausweichen muss, und ähnlich sein wird wie die Grippe – aber wir sind noch nicht dort. Gut können wir Impfungen mit den neuen Technologien den aktuellen Viren anpassen.

**Weltwoche:** Was war für Sie persönlich das einschneidendste Erlebnis mit Corona?

**Battegay:** Das war, als ich Anfang 2020 die Kombination Übertragungspotenzial und Krankheitspotenzial sah, die auf eine unglaubliche Dynamik hindeutete. Ich sagte zu meinem Team im Februar: «Es wird eine Zeit vor Covid-19 und eine nach Covid-19 geben.»

**Weltwoche:** Ist das für Sie quasi ein Weltereignis der obersten Kategorie?

**Battegay:** Ich habe die HIV/Aids-Epidemie erlebt, ich muss überlegen, ob ich ja sage. Klar ja, in der Art, dass es die ganze Weltgemeinschaft belastet, denn bei Aids wusste man nach einiger Zeit, wie man sich spezifisch schützen kann – trotzdem hat Aids ein unglaublich hohes Leid mit über 35 Millionen Toten seit Beginn der Pandemie gefordert. Bei Corona erscheinen 1 Prozent Sterblichkeit im Durchschnitt und 0,7



«Das Prinzip der Impfung ist genial einfach»: Professor Battegay.

Prozent für die Schweiz zunächst geringfügig. Aber konkret gesehen ist es hoch: Eine grosse Fluggesellschaft hatte vor Corona zirka 5000 Flüge pro Woche. Nehmen wir an, 1 Prozent der Flugzeuge stürzte ab, dann wäre das jedes hundertste Flugzeug – und das wären 50 Flugzeugabstürze –, inakzeptabel. Menschen wollen nicht sterben – wir haben einen Überlebenstrieb bis weit ins hohe Alter und bis weit in schwere Krankheiten hinein. Ich erlebte als Arzt häufig, wie Menschen, wenn Sie mit der Endlichkeit konkret konfrontiert sind, anders entscheiden.

**Weltwoche:** Wie beurteilen Sie die Tatsache, dass so schnell Impfungen gefunden wurden?

**Battegay:** Ich finde es fantastisch. Warum? Weil jetzt jahrzehntelange Forschung zusammenkommt und eine derart schnelle Identifikation des Virus ermöglichte. Wichtig waren da auch Arbeiten der Schweizer Nobelpreisträger Rolf Zinkernagel oder Kurt Wüthrich, die haben viel zum Fortschritt beigetragen. Und jetzt wurde extrem rasch eine Produktion in grossem Massstab möglich, wie nie vorher.

**Weltwoche:** Was ist das Spezielle daran?

**Battegay:** Die Einfachheit. Das Prinzip der Impfung ist genial einfach. Und nach der Grundlagenforschung kam der zweite Teil der Erfolgsgeschichte. Die Produktion und Studien, die sich normalerweise über Jahre erstrecken, liefen auch dank Social Media schnell und sicher ab. Über fünf Milliarden Menschen weltweit erhielten mittlerweile mindestens eine Impfdosis. Und das neue Tempo betrifft auch die Berichte über Nebenwirkungen. Ein

*«Die Diskussion ist meiner Ansicht nach so transparent wie nie vorher in Impfdebatten.»*

Beispiel aus Israel: Herzmuskelentzündungen als Nebenwirkungen, wie sind die Kausalzusammenhänge? Es zeigte sich: 2,7 von 100 000 Personen haben die Komplikation höchstwahrscheinlich wegen der Impfung, aber 11 Menschen wegen der Infektion. Das heisst: Ja, es gibt die Nebenwirkung, doch lieber Impfung als Infektion.

**Weltwoche:** Es gibt die Befürchtung, dass sich die Corona-Impfung ins menschliche Erbgut einschleust.

**Battegay:** Die sogenannte mRNA kann sich nicht in das Erbgut einfügen. Beim HIV bringt das Virus quasi die Rückwärtskopiermaschine mit und schleust sich zu 100 Prozent in das Erbgut ein. Bei der Impf-mRNA aber gibt es diese Rückwärtskopiermaschine nicht. Die Impfung geht nicht ins Erbgut.

**Weltwoche:** Unter keinen Umständen?

**Battegay:** Man könnte diese Situation in der Fantasie konstruieren, aber es geschieht weder bei Coronavirus-Infektionen noch bei der Impfung. Aber nehmen wir als Fantasie an, es wäre so – bei der natürlichen Infektion wäre die Einwirkung ja viel grösser, es ist ja die gleiche RNA. Da sind Impfskeptiker, die das Einschleusen befürchten, im inneren Widerspruch: Gälte ihre Hypothese, wäre ja das Virus selbst die grössere Bedrohung für das Erbgut als die Impfung. Das sind falsche Konstruktionen – fernab von wissenschaftlicher Evidenz.

**Weltwoche:** Aber diskutiert man in der Öffentlichkeit ernsthaft genug all die Nebenwirkungen?

**Battegay:** Diese Diskussion ist meiner Ansicht nach so transparent wie nie vorher in Impfdebatten. 80 Prozent der Leute haben Nebenwirkungen respektive eine Impfreaktion, und ich werde jetzt häufiger gefragt «Habe ich genügend Reaktionen?», als dass über Beschwerden geklagt wird.

**Weltwoche:** Aber das brisante Thema sind ja die wirklich schweren Nebenwirkungen.

**Battegay:** Ja. Die Anaphylaxie zum Beispiel, der allergische Schock, ist eine der schwersten Nebenwirkungen, führt glücklicherweise dank

den weltweiten Zentren aber praktisch nie zum Tod. Da ist die Häufigkeit ungefähr 1 zu 50 000 bis 1 zu 100 000. Und die Nebenwirkungen auf das Herz sind sehr selten! Venöse Thrombosen sind laut neuen Daten bei der Impfung nicht gehäuft, aber treten bei Infektionen mit dem Virus vermehrt auf.

**Weltwoche:** Was sagen Sie einem jungen Menschen, der meint, seine Überlebenschance sei ja 99,97 Prozent in seiner Alterskategorie, er sei topfit, er lasse sich nicht impfen, man wisse ja nie, was in der Spritze sei?

**Battegay:** Zuerst muss ich erfahren, ob Ängste vor der mRNA da sind. Dann bespreche ich das Risiko. Als noch das Alpha-Virus dominierte, sagte ich ihnen, das Risiko einer schweren Erkrankung sei für sie praktisch gleich null. Heute mit dem Delta-Virus ist das nicht mehr der Fall, und jeder wird sich in den nächsten Monaten infizieren. Würde man das Risiko in andere Lebensbereiche übersetzen, würde sich Jung oder Alt da sofort absichern wollen. Das Coronavirus kann ins Gehirn gehen und Beeinträchtigungen verursachen. Und ohne zu dramatisieren, komme ich auf Long Covid zu sprechen, mit langwierigen, schwereren, langanhaltenden Fällen mit bis zu 3 Prozent Wahrscheinlichkeit, aber auch belastenden mildereren zu einem höheren Prozentsatz. Ohne dass ich eine Empfehlung ausdrücke, fragen viele: Wo kann ich mich heute impfen lassen?

**Weltwoche:** Wie beruhigen Sie einen totalen Skeptiker, der sagt: Stopp Impfung, ich will keine fremden Gene in meinem Körper.

**Battegay:** Ich versuche ihm klarzumachen, dass mRNA nicht ins Erbgut eingebaut, sondern sehr schnell abgebaut wird und nichts verändert an den Genen. Es ist für seriöse Impfexperten weltweit nicht vorstellbar, dass auf Gen-Ebene etwas passiert. Aber ich akzeptiere es auch. Ich will niemanden überreden.

**Weltwoche:** Und Langzeitwirkungen anderer Art?

**Battegay:** Rein theoretisch könnte ja ein Langzeitschaden entstehen, den man noch nicht kennt. Aber man hat jetzt weltweit ungefähr fünf Milliarden Impfdosen verabreicht, und wenn es solche Folgen gäbe, dann müsste sich doch das allmählich zeigen.

**Weltwoche:** Langzeitfolgen können sich erst nach langer Zeit zeigen.

**Battegay:** Ich sehe jedenfalls nichts, was bleibende Spuren im Körper hinterlassen könnte, ausser den Abwehrreaktionen, die ja gewollt sind und von den natürlichen Körperzellen stammen. Die richten sich ja gegen das Virus. Und wichtig: Diese mRNA entspricht der Virus-RNA.

**Weltwoche:** Wie gehen Sie damit um, dass beim Wort «Gen» sofort die schlimmsten Fantasien und Befürchtungen aufkommen?

**Battegay:** Wir leben in einem anderen Zeitalter. Ich, wie wohl die meisten Leser, wurden

früher geimpft, ohne gross gefragt zu werden, unsere Eltern erlebten ja noch schreckliche Infektionskrankheiten wie die Polio. Da war man dankbar für eine Impfung. Heute wissen wir viel mehr, und die Menschen wollen dies auch wissen, das ist völlig in Ordnung. Aber je mehr wir wissen, desto mehr wird alles hinterfragt. Es würde mehr Vertrauen schaffen, wenn in den Medien mehr Experten zu Wort kämen, die komplementäre, durchaus auch konträre Ansichten haben, und Diskussionen führten: etwa ein Epidemiologe, ein Infektiologe, ein Intensivmediziner. Dass in den Medien Leute mit Extremmeinungen und mit einer schwachen oder keiner wissenschaftlichen Grundlage gleiches Gewicht erhalten wie Experten,

*«Die Leute täuschen sich, das muss ich ganz klar sagen. Das ist ein Problem der Wahrnehmung.»*

finde ich bedenklich. Den Begriff des «false balancing», der falschen Gewichtung, kannte ich lange nicht, aber er trifft das Problem. Denn dadurch entstehen eine falsche Wahrnehmung und grosse Verunsicherung.

**Weltwoche:** Aber das Gefühl in der Bevölkerung ist wahrscheinlich nicht ausgeräumt, es werde zu wenig über Nebenwirkungen diskutiert.

**Battegay:** Das stimmt. Da müssen wir sehr gut erklären und über Studienresultate berichten.

**Weltwoche:** Dann könnten die Jungen auch sagen, die Impfrisiken seien wohl grösser als ihr Risiko, krank zu werden, also sei ihr Entscheid gegen die Impfung rational.

**Battegay:** Das ist ein Trugschluss. Die Leute täuschen sich, das muss ich ganz klar sagen. Das ist ein Problem der Wahrnehmung. Denken Sie an die Übertragung des Risikos auf ein imaginäres Flugrisiko. Praktisch niemand würde bei einem 1:100-Risiko mehr fliegen, das Risiko ist zu hoch. Bei schwerer Krankheit werden kritische Ansichten über Spitzenmedizin sehr häufig schnell über Bord geworfen. Wer gesund ist,



*„Versuchen Sie's doch mal mit vegetarischer Ernährung...“*

kann sich nicht vorstellen, was es heisst, wenn es dann plötzlich anders aussieht. Wir Menschen führen eine doppelte Buchhaltung, in der guten Zeit blenden wir Krankheit und Risiken aus. Gott sei Dank für unser Wohlbefinden, aber hier dürfen wir es nicht. Wir Menschen können uns täuschen. Und die Impfung gibt eine wirkliche Sicherheit.

**Weltwoche:** Jetzt kann man aber sagen, die Ausländer seien das Problem, sie belegten ja unsere Intensivstationen, während die Schweizer sich wegen der Personenfreizügigkeit nun einschränken müssten und all das bezahlen. Wie sehen Sie das?

**Battegay:** Im Moment sind es tatsächlich überwiegend Menschen mit Migrationshintergrund, die auf unseren Abteilungen liegen, aber jeder wird dem Virus begegnen, einfach zeitlich etwas verschoben, irgendwann. Delta hat eine zu hohe Transmissionsrate.

**Weltwoche:** Auch wenn die Leute eigenverantwortlich handeln und sich schützen?

**Battegay:** Ich finde das Wort Eigenverantwortung nicht so gut, besser: Verantwortung, wir leben doch seit Menschenedenken in einem sozialen Kontext. Wir haben das Epidemiegesehen im Zusammenhang mit Influenza erforscht und gesehen, dass Menschen mit mehr Wohnraum weniger infiziert werden als Menschen mit weniger Wohnraum. Das hängt zusammen mit Familiengrösse, Zusammenkünften und mit Informationsstand. Es ist wichtig, auf Bevölkerungsgruppen zuzugehen, aber auch, dass jetzt in Gruppen mit Migrationshintergrund Initiativen entstehen zugunsten des Impfens. Genauso wichtig sind Initiativen auf dem Land bei Menschen, die schon lange hier leben. Daten zeigen, dass es gerade bei der schweizerischen Landbevölkerung eine starke Impfskepsis gibt. Wir haben jetzt einfach keine Zeit mehr für ein Spiel der gegenseitigen Beschuldigungen.

**Weltwoche:** Geht es also doch darum, irgendwie Druck in Richtung Impfen auszuüben?

**Battegay:** Ich gehe ganz an den Anfang zurück, der heisst: Menschen wollen überleben. Das bringt sie automatisch dazu, in dieser Situation weniger Risiken einzugehen, und da ist das Impfen der wichtigste Pfeiler. Ich will damit sagen, der Druck ist nicht top-down, von oben, vom BAG oder Bundesrat – sich zu schützen, gehört zum Menschen. Aber um dies klar zu sagen: In den Spitälern sind wir für alle Menschen da, für Ungeimpfte und Geimpfte.

**Weltwoche:** Stellt ein Ungeimpfter eigentlich eine Bedrohung dar?

**Battegay:** Das ist keine einfache Frage. Ich habe das Wort Bedrohung nicht gerne. Das Risiko für ihn selbst ist am grössten, er tut sich selbst den grössten Dienst mit der Impfung. Zweitens ist es eine Infektionskrankheit, und Impfungen reduzieren die gesamte Viruszirkulation in der Gesellschaft stark, auch im Hinblick auf Kinder,

welche nun ab zwölf Jahren geimpft werden können. Drittens verlängert er damit die Pandemie, das betrifft die Gesellschaft. Und viertens, ganz konkret: Wir sehen bereits wieder eine grosse Belastung der Akutspitäler, die nicht weiter ansteigen darf. Spitalkapazitäten können zwar umorganisiert werden, aber tangieren dann andere Eingriffe und Betreuungen. Vice versa: Eine hohe Impftrate ist das Beste, damit es nicht zu starken Massnahmen kommt.

**Weltwoche:** Die Ungeimpften können doch jetzt sagen, der Staat und die Medizin hetzten alle gegen sie auf und stellten sie als Bedrohung dar, weil von der Begrenzung der Gesundheitskapazitäten abgelenkt werden soll. Kritisch gefragt: Wie ernst nimmt die Schweiz den Kampf gegen dieses Virus? In einem Krieg ist man am Anfang immer unvorbereitet, die Armee ist klein. Um im Bild zu bleiben: Wo bleibt die Aufrüstungsenergie des Gesundheitswesens in der Schweiz? Wenn jetzt die Ärzte und die Spitaldirektoren sagen, die Intensivstationen seien eine fixe Grösse, nicht ausbaubar, wie eine festgefügte Bürokratie, dann muss man fragen: Ist die grösste Bedrohung der Gesundheit nicht der Gesundheitssektor, der nicht aufrüsten will?

**Battegay:** Sie irren sich. Erstens haben die Schweiz und vor allem die Intensivmediziner selber mit dem Krisenstab und der Armee eine

wichtige Änderung eingeführt, nämlich dass Covid-19-Patienten zwischen Spitälern verlegt werden können. Die Helikopter flogen, und dadurch war die zweite Welle bewältigbar. Zweitens erreichten wir eine Sterberate bei Hospitalisierten in den ersten zwei Wellen von

*«Wir könnten auf Kriegsmedizin gehen, aber dann wird die Sterblichkeit enorm steigen.»*

10 bis 13 Prozent in allen Akutspitälern. Grossbritannien hatte derweil eine solche von 20 bis 30 Prozent. Unsere Akutmedizin hat also exzellent gearbeitet. Und zu den Kapazitäten stellt sich primär die Frage: Wie viele Schwerkranke und Tote toleriert eine Gesellschaft?

**Weltwoche:** Wie meinen Sie das?

**Battegay:** Wir könnten theoretisch auf Kriegsmedizin gehen, indem wir sagen: Wir erhöhen die Bettenzahl auf 2000 bis 3000 Betten, aber dann wird die Sterblichkeit nicht um 2 oder 3 Prozent, sondern enorm steigen.

**Weltwoche:** Sie sagen also: Die Aufrüstung der Intensivstationen würde zu mehr Todesfällen führen?

**Battegay:** Ja, die Ausweitung der Plätze wäre mit einer Streckung des Personals verbunden,

die Folge wäre ein signifikanter Qualitätsverlust. Zudem würde es eine falsche Sicherheit vermitteln, wegen exponentieller Anstiege. Trotzdem: Corona ist für mich ein Hinweis, dass wir weniger Akutspitäler haben sollten, dafür solche mit intensiver behandelbaren Patienten – das ist auch sonst nötig.

**Weltwoche:** Und die Armeespitäler? Können die im Notfall nicht zusätzliche Kapazitäten bieten?

**Battegay:** Ich wäre da sehr skeptisch, da die Komplexität der Betreuung immens ist.

**Weltwoche:** Wie hat die Schweiz Ihrer Ansicht die ganze Pandemie bisher bewältigt?

**Battegay:** Die Pandemie ist nicht vorbei. Die Schweiz bewältigt die Pandemie aus einem tiefen Selbstverständnis. Es gab 2020 bei uns keinen Sofort-Kippschalter für Krise. Jeder und jede äussert seine Meinung und die Vielschichtigkeit der Entscheide ist nicht einfach nachzuerfolgen. Da gibt es einiges zu lernen für die Zukunft – auch unter Beibehalt der demokratischen Prozesse. Nun sollten wir eine typische schweizerische Eigenschaft mehr leben und mit der Impfung in der Hand pragmatisch vorangehen. Wir lernen schnell und das ist nun wieder nötig! Dann bewältigen wir die Pandemie weiterhin gut.



**Investieren Sie schneller  
in Silber und Gold,  
als die Inflation anzieht.**

Schon ist die Inflation in den USA über 5 Prozent gestiegen; in Deutschland liegt sie bereits bei 3,9 Prozent. Höchste Zeit, Ihr Ersparnis zu retten. Der Königsweg dazu: Investieren Sie mit unserem S-Deposito in reines Silbergranulat. Wir lagern es sicher für Sie in einem Schweizer Zollfreilager. Dabei lässt sich Ihr Silber jederzeit zu Geld umwandeln (oder in Barren formen). Alternativ können Sie über unser neues G-Deposito reines Goldgranulat erwerben – eine Weltpremiere!

0041 62 892 48 48    [service@bb-wertmetall.ch](mailto:service@bb-wertmetall.ch)    [www.bb-wertmetall.ch](http://www.bb-wertmetall.ch)

# Im Rausch der Botenstoffe

Only Fans, eine Internet-Plattform mit mehrheitlich erotischem Inhalt, zeigt, wie Männer ticken. Und dass der Markt funktioniert.

Mark van Huissing

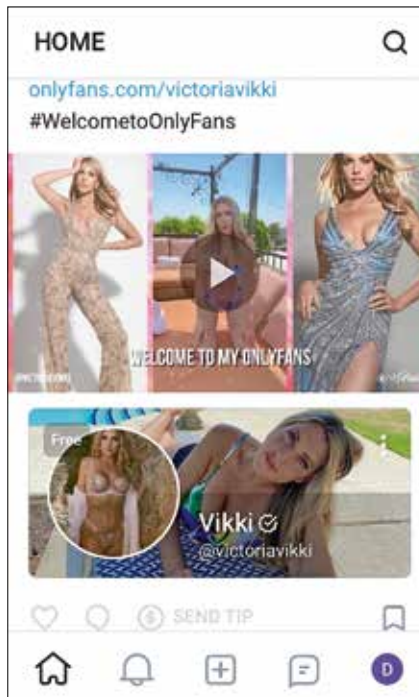
«The medium is the message», schrieb Marshall McLuhan vor fast sechzig Jahren, das Medium ist die Botschaft. Der kanadische Kommunikationstheoretiker dachte dabei vermutlich nicht an soziale Medien wie «Only Fans», eine Plattform im World Wide Web. Seine Erkenntnis ist im Fall des Portals, auf dem sich Berühmtheiten aus der realen und virtuellen Welt (Rapperin Cardi B oder Influencer) sowie, vor allem, sogenannte *erotic stars* (Sexvideodarstellerinnen) für zahlende Abonnenten zur Schau stellen, aber *spot on* – sie trifft den Nagel auf den Kopf.

Zurzeit sorgt die Londoner Firma Fenix International des 77-jährigen Guy Stokely und seiner beiden Söhne Tim und Thomas, die mit zirka 400 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern das Medium betreibt, für ähnlich viel News wie die *content creators*, Inhalte-Erzeuger, von Only Fans. Grund des Interesses: Erst fiel das Portal mit fast unfassbarem Wachstum auf, in der *Financial Times* (FT) wurde es als «heisseste Website der Welt» beschrieben. Dies, nachdem die Transaktionen – Beträge, die Nutzer für Bilder, Videos und private Fan-Botschaften zahlen, im Schnitt 5 bis 50 Dollar im Monat – im Jahr 2020 um 615 Prozent auf 1,7 Milliarden Pfund (2,1 Milliarden Franken) hochgeschossen waren. Wodurch der Unternehmensgewinn, er entsteht dank 20 Prozent Kommission auf den Transaktionen, von 53 auf 300 Millionen Pfund anstieg.

## Rosa Schüsse

Diese Entwicklung kam zustande, weil die Nutzerzahl von 20 auf 120 Millionen zunahm; im Pandemiejahr war es mehr Menschen langweilig, so sieht's aus. Zudem schwoll das Inhaltsangebot stark an, das Performer-Ensemble wuchs von einer halben Million auf gegen zwei Millionen. Da viele Erotikanbieterinnen ihre persönlichen Dienste während Lockdown- und in Home-Office-Zeiten in der richtigen Welt nicht erbringen konnten.

So weit, so gut – *sex sells* schliesslich – respektive so unmoralisch, kann man je nach Weltan-



Fast unfassbares Wachstum: Onlyfans-Performerin.

schauung sagen. Bis dann Ende August Vater und Sohn Stokely mitteilten, ab Oktober seien *explicit* (einschlägige) Inhalte auf Only Fans verboten (nicht aber blosse Nacktaufnahmen). Das heisst weniger Sex. Weniger auf sittlichen Überlegungen, sondern mehr auf geschäftlichen Gründen fussend, schickte die Familienfirma ihrer «schockierenden Bekanntmachung» (FT) hinterher, das Unternehmen sei so gross geworden, dass es Banken und Finanzdienstleister benötige, um nachhaltig wirtschaften zu können. «Und der Entscheid macht uns in den Augen dieser Leute akzeptabler.»

Worauf ein Haufen Mitglieder der OnlyFans-Gemeinde aufstöhnten. Darsteller klagten, die Betreiber hätten ihnen versprochen, Sexvideos et cetera auf unbestimmte Zeit zuzulassen. Weshalb sie sich ausschliesslich dieser Plattform hingaben – die 300 *top creators* sollen über eine Million Dollar verdienen, im Ganzen zahle das Unternehmen Inhaltserstellern

300 Millionen monatlich – und andere Kanäle vernachlässigten.

Nutzer wiederum kündigten an, ihre Abos nicht zu verlängern, wenn nur noch clean, saubere, und keine *pink shots*, rosa Schüsse, mehr zu sehen seien. Was nahelegt, dass die zuvor gebrachte Behauptung, den meist männlichen Kunden gehe es nicht um Pornos, solche seien im WWW gratis zu haben, stattdessen um (virtuelle) Verbindung zu ihren meist weiblichen Stars, nicht viel mehr als Wunschdenken war.

## Die Kraft der unsichtbaren Hand

«Look at the bright side», man möge das Gute beachten, sagt man in Grossbritannien. Und das heisst in diesem Fall: Die unsichtbare Hand, die Kraft des Markts, greift durch, wenn Banken sich schützen. Egal, wie man's mit der Sexualmoral hält, ob man eher libertär oder prüde unterwegs ist, die Zusammenarbeit mit den Plattformbetreibern ist etwa für Kreditkartenunternehmen denkbarerweise schädlich. Von einem Reputationsrisiko bis zu allfälligen Rechthändeln wegen Förderung von mancherorts verbotener Prostitution – wer weiss, was gefallene Erotiksterne ihren zahlungskräftigsten Fans alles anbieten, wenn Tage lang und Nächte einsam sind? – steckt viel Unabwägbares drin in der Wundertüte mit Namen «Only Fans».

Weshalb die allerneueste Entwicklung wieder eine Überraschung ist: «Only Fans rudert zurück, hebt umstrittenen Porno-Bann auf», enthüllte die FT vergangene Woche. Man habe sich die Unterstützung von Finanzdienstleistern, die einschlägigen Inhalten anfänglich ablehnend gegenüberstanden, jetzt sichern können, teilten Stokely & Sons mit. Der Meinungsumschwung habe viel schneller stattgefunden als zuvor angenommen.

Was nicht sehr erstaunen sollte – geht's um Lust, werden im Hirn Botenstoffe wie Dopamin ausgeschüttet. Diese aktivieren das Belohnungssystem, wir geraten in einen Rausch, empfinden unwiderstehlichen Antrieb. Das nennt man Gier. Nach Sex. Oder Geld. Oder beidem.



# Hengartners Versäumnisse

Seit gut einem Jahr präsidiert der frühere Uni-Rektor Michael Hengartner den ETH-Rat. Die Liste ungelöster Probleme ist bereits umfangreich.

Florian Schwab

Die beiden Eidgenössischen Technischen Hochschulen in Lausanne (EPFL) und Zürich (ETHZ) gelten als Leuchttürme des Bildungswesens. Im Times Higher Education World University Ranking belegen die Zürcher Rang 14 weltweit, die Institution in der Romandie erreicht den ebenfalls ansprechenden 43. Platz unter über 1500 Universitäten und Hochschulen.

Seit Februar 2020 amtiert Michael Hengartner, der frühere Rektor der Universität Zürich, als Präsident des ETH-Rats, dem neben den beiden Hochschulen auch über die Schweiz verteilte Forschungsanstalten in den Bereichen Nukleartechnologie (Paul-Scherrer-Institut), Wasser (Eawag), Umwelt (WSL) oder Materialprüfung (Empa) unterstehen. Hengartner trat die Nachfolge des FDP-Politikers Fritz Schiesser an, der per April 2019 als Ratspräsident zurückgetreten war. Endlich jemand aus der Forschung und kein Berufspolitiker, konnte man damals sagen.

Bei näherer Betrachtung entpuppt sich die Wahl von Michael Hengartner durch Bildungsminister Guy Parmelin (SVP) bislang nicht als glücklicher Schachzug:

**1 — Verkorkste Fusion von Eawag und WSL:** Bereits vor Hengartners Antritt, nach Schiessers Abgang, hatte der ETH-Rat unter interimistischer Führung von Beth Krasna entschieden, das Wasserforschungsinstitut Eawag und die Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft WSL «mittelfristig unter dem Namen eines Eidgenössischen Instituts für Umwelt und Nachhaltigkeit» zusammenzuschliessen. Dieses Superinstitut sollte sich verstärkt der Klimaforschung widmen statt den trockenen Brot-und-Butter-Themen, deretwegen die WSL und die Eawag ursprünglich vom Steuerzahler alimentiert worden waren: die Wasserqualität im Fall der Eawag und die Erforschung von «Wald, Landschaft, Biodiversität, Naturgefahren sowie Schnee und Eis» durch die WSL. Offiziell argumentierte man unter anderem mit Synergien, nur um kurz später mitzuteilen, sämtliche Standorte und Arbeitsplätze blieben selbstverständlich erhalten. An dem

«mittelfristigen» Ziel hält man unter Hengartner weiterhin fest, doch konkrete Fortschritte zeichnen sich auch nach fast zwei Jahren nicht ab. Führung sieht anders aus.

**2 — Fragwürdige Personalentscheidung:** Mitten in den Fusionsarbeiten musste die Spitzenposition bei der WSL neu besetzt werden, weil der bisherige Direktor Konrad Steffen im August 2020 bei Feldarbeiten in Grön-



Führung sieht anders aus: Hengartner.

land tödlich verunfallte. Bei der Neubesetzung zielte der ETH-Rat hoch: Eine internationale Spitzenkraft sollte es sein für die Führung der gegen 600 Mitarbeiter, die gleichzeitig «Vertrautheit mit den politischen und gesetzgeberischen Prozessen in der Schweiz und deren kultureller Vielfalt» mitbringt. Doch die Findungskommission unter der Leitung von Michael Hengartner persönlich wartete mit einer anderen Entscheidung auf. Den Zuschlag erhielt die 59-jährige Professorin Beate Jessel, die bis dahin das deutlich kleinere Bundesamt für Naturschutz in Bonn (Deutschland)

geleitet hatte und sich mit der Schweiz kaum auskennt und auch wissenschaftlich nicht besonders aufgefallen ist, auch nicht von den Publikationen her. Im Juni nickte der Bundesrat den Entscheid ab.

**3 — Stets zu Diensten der Politik:** Wo immer es gesellschaftliche Kontroversen gibt, stellt sich Michael Hengartner reflexartig hinter den Bundesrat und die politische Mehrheitsmeinung. Er gilt als Initiator der sogenannten wissenschaftlichen Task-Force, welche den Bundesrat in Covid-Fragen irrlichternd berät. Egal ob Covid («Dank der Impfung können wir das Coronavirus in den Griff kriegen»), Klimawandel («Der ETH-Rat hat den Klimawandel zur Mission ernannt») oder Begrenzungsinitiative der SVP («Für den ETH-Bereich wäre dies verheerend») – der oberste ETH-Mann ist entschieden auf Bundesratskurs.

**4 — Gegen die Gentechnik:** Unter Hengartner hat der ETH-Rat in diesem Sommer entschieden, eine Verlängerung des Moratoriums für den Anbau gentechnisch veränderter Organismen zu unterstützen. Aktive Forschungsverhinderung durch den obersten Forscher Michael Hengartner. Dabei steht das Moratorium in Zeiten massenhaft gespritzter gentechnisch hergestellter Covid-Impfstoffe besonders quer in der Landschaft.

**5 — Viel Geld, viel Unordnung:** Der ETH-Bereich verzeichnet jährliche Einnahmen von gegen vier Milliarden Franken. Der grösste Teil stammt vom Steuerzahler. Mit anderen Worten: Geld spielt im ETH-Bereich keine Rolle. In organisatorischer Hinsicht wird es aber bestenfalls mittelmässig verwaltet. Die Präsidenten der beiden ETH beaufsichtigen sich als Mitglieder des ihnen übergeordneten ETH-Rates selbst. Das führt dazu, dass die finanziell-administrative Unordnung bei der EPFL, die unter dem früheren Präsidenten Patrick Aebischer entstanden ist, ebenso wenig aufgearbeitet wird wie die zahlreichen Probleme, die der heutige ETHZ-Präsident Joël Mesot bei seinem früheren Arbeitgeber, dem Paul-Scherrer-Institut, zurückgelassen hat. Anstalten zum Aufräumen macht Michael Hengartner keine.

# Pop von rechts

Egal, wie viel Rockmusiker vom Teilen und Heilen faseln – zuerst geht es ums Geld. Wer zu seiner wahren Gesinnung steht, wird von Fans und Medien verdammt.

Julie Burchill



König der hippen Heuchler: Elvis Presley mit Präsident Nixon, Mick Jagger, Kanye West (v. l.).

In den Sechzigerjahren wurde überall in London der Satz «CLAPTON IS GOD» an die Wände gesprayed, als Anspielung auf das virtuose Gitarrenspiel von Eric Clapton. Daran und an den Monty-Python-Film «The Life of Brian» musste ich denken, als ich hörte, der 76-Jährige habe einen Song zur Covid-Pandemie herausgebracht mit dem Titel «This Has Got to Stop».

## Sex-Ersatz, Identitätssuche

Nachdem er früher schon gegen die Einwanderung gewettert und noch früher George Harrison die Frau ausgespannt hatte, bekommt man den Eindruck, der aufsässige Mittsiebziger habe es auf Ärger abgesehen. Gegen die Impfbefehle zetert er: «Das muss aufhören, genug ist genug / Ich halte den Scheissdreck nicht mehr aus / Das ist weit genug gegangen. Wenn ihr meine Seele haben wollt / müsst ihr schon kommen und die Tür einschlagen / Ich wusste, dass etwas falsch lief / als ihr angefangen habt, Vorschriften zu machen / Ich kann meine Hände nicht bewegen / ich habe Schweissausbrüche / Ich möchte weinen / Ich halte es nicht mehr aus.» Wie Brians Mutter im Film sagt: «Er ist nicht der Messias. Er ist ein ganz ungezogener Junge.»

Rock'n'Roll taugt für alles Mögliche – als Sex-Ersatz, zur Identitätssuche. Aber wie die

meisten Zweige der Unterhaltungsindustrie hat er vor allem einen Zweck: möglichst vielen Leuten etwas zu verkaufen und ein paar wenige reich zu machen. Als der Rock'n'Roll in den fünfziger Jahren aufkam, waren die USA auf dem Höhepunkt des Reichtums und begierig nach neuem Spielzeug, für das sich Geld ausgeben liess. Nach der Devise «Je grösser, desto besser» waren Spritfresser, Leinwandepen und Jayne Mansfields Oberweite angesagt. Konsum wurde zur Religion. Doch sowie Kinder und Erwachsene alles hatten, was sie wollten – wer kam da noch als Käufer in Frage? Die Antwort lautete: die Teenager. So wurde eine Altersgruppe geschaffen, die so viel Kaufkraft und Lebenshunger hatte, dass man Dinge eigens für sie produzierte, um sie auf ein Leben als Konsumenten vorzubereiten.

Nun hatte es ja immer schon Halbwüchsige oder Pubertierende gegeben, aber das hörte sich irgendwie hausbacken oder klinisch an, wie etwas, das man auszuhalten hatte, nicht wie etwas, das man genoss. Doch als Teenager befand man sich in einem Freiraum zwischen den Einschränkungen der Kindheit und den Verpflichtungen des Erwachsenenalters. Sofern man die richtigen Klamotten besass und den gerade angesagten Slang draufhatte, konnte das Leben eine einzige Party sein. (Alledings konnten Sensibelchen wie James

Dean auch alle zehn Minuten das heulende Elend kriegen.)

## Anerkennung des FBI

Doch zu jeder Party gehört die entsprechende Musik, niemand will zu Papas Platten tanzen. Wie die britische Band Dr. Feelgood es so schön sagte: «Der Blues wurde schwanger, und sein Baby hiess Rock'n'Roll.» Der Blitz schwarzer Musik aus den Städten traf den Donner weisser Countrymusik, und 1954 bekam das Genre seinen offiziellen Namen und produzierte den ersten Hit: «Rock Around the Clock» von Bill Haley & His Comets kam auf Platz eins der Charts und hielt sich dort acht Wochen lang. Haley war beinahe dreissig und sah aus wie ein Bankangestellter. Der Rock'n'Roll hätte im Nu (na ja, nach zwei Minuten, acht Sekunden) schon wieder vorbei sein können, wäre da nicht Sex ins Spiel gekommen in Form des strahlend jungen Elvis Presley. Er schwang die Hüften so unmissverständlich, dass er im Fernsehen nur oberhalb der Gürtellinie gezeigt werden durfte. Los ging es 1956 mit «Heartbreak Hotel», und binnen eines Jahrs verkaufte er zehn Millionen Singles.

An Elvis, dem ersten Rockstar, lässt sich gut zeigen, warum Pop und Politik so schlecht zusammenpassen. Eltern ereiferten sich über ihn; dabei sprach er ältere Männer mit «Sir»

und ältere Frauen mit «Madam» an. Als er an einer Pressekonferenz 1956 nach seiner Meinung zur Suezkrise und zu Adlai Stevenson junior als möglichem Chef der Demokratischen Partei befragt wurde, gab er dermassen idiotische Antworten, dass ein zwölfjähriger Fan, Luther Volz, notierte: «Du liebes Bisschen, Presley hat keinen Schimmer von dem, was in den Nachrichten kommt. Der kam mir irgendwie blöd vor.»

1970 bat er, mit Drogen zugeknallt, in einem Brief an Präsident Nixon um einen FBI-Ausweis: «Lieber Herr Präsident. Ich möchte mich vorstellen. Ich bin Elvis Presley, und ich bewundere Sie und habe grossen Respekt vor Ihrem Amt. Ich habe mit Vizepräsident Agnew gesprochen und ihm gesagt, was für Sorgen ich mir um unser Land mache. Die Drogenkultur, die Hippie-Elemente, die linken Studenten und die Black Panthers halten mich nicht für ihren Feind oder das Establishment, wie sie es nennen. Ich nenne es Amerika, und ich liebe es. Sir, ich kann und will gern alles tun, um dem Land zu helfen. Ich habe keine anderen Sorgen oder Motive, als dass ich dem Land helfen will. Ich kann und will mehr Gutes tun, wenn man mich zu einem FBI-Sonderagenten macht, und ich werde helfen, indem ich auf meine Art mit Leuten jeglichen Alters kommuniziere. Ich bin in erster Linie ein Entertainer, aber ich brauche nichts als die Anerkennung des FBI.»

Immerhin versuchte er nicht zu verhehlen, dass er rechts war. Denn in den siebziger Jahren überboten sich Rockstars an Heuchelei: Sie sangen von Rebellion, während sie einen Lebensstil pflegten, den selbst Marie-Antoinette als opulent empfunden hätte. Die Rolling Stones sangen von Mitgefühl für den Teufel, aber zeigten keinerlei solches gegenüber

dem armen Steuereintreiber, der sich um die Finanzierung des staatlichen Gesundheitssystems und anderer Dinge kümmerte, die Nichtmillionäre nötig haben: 1972 wurden die Stones Steuerflüchtlinge. Die Beatles, die behaupteten, man brauche nichts als Liebe, waren ähnlich geldverrückt und widmeten denjenigen, die den Wohlfahrtsstaat in Gang hielten, gleich einen ganzen Song, «Taxman». Der König der hippen Heuchler war freilich John Lennon. In «Imagine» sang er: «Stell dir vor, es gibt kein Eigentum.» Im Dakota Build-

### *Das Paradox ist, dass kein Sänger, kein Performer seinem Wesen nach zum Sozialisten taugt.*

ding, wo er mit Woko wohnte, besass er ein eigenes Stockwerk nur zur Aufbewahrung ihrer beider Pelzmäntel in den richtigen klimatischen Verhältnissen. Mick Jagger war da ehrlicher: «Mein Herz stimmt für Labour, mein Kopf für die Liberalen, doch mein Geld für die Konservativen.»

#### **Steuerflucht der Gutmenschen**

Zusammengefasst kann man sagen: Egal, wie viel ein Rocker vom Teilen und Heilen faselt – in erster Linie geht es ihm ums Geld. Viele Musikfans werden allerdings nie wirklich erwachsen, und so teilen sie die Troubadoure in Gut und Böse auf. Stolze Republikaner wie Alice Cooper und Kid Rock verkörpern das Böse schlechthin. Dann gibt es die Kategorie «Er hat es nicht ernstgemeint». Dazu gehört, dass David Bowie 1974 fröhlich dem Faschismus frönte und Elvis Costello 1979 von Ray Charles als einem «blinden, ignoranten Nigger» sprach, was beiden nicht wirklich ge-

schadet hat. In die Abteilung «Er spinnt, der Gute» gehört Kanye West mit seiner Parteinahme für Donald Trump.

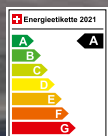
Oft sind diejenigen, die am lautesten vom Geben sprechen, die Gierigsten, das heisst, die in Steuerdingen Konservativsten. Bono, Bob Geldof und Annie Lennox – die so viel Gutmenschentum signalisieren, dass es selbst aus dem Weltall sichtbar ist – haben alle Steuerflucht begangen. Und der selbsternannte «Barde von Barking» (einem Londoner Stadtteil), Billy Bragg, der dauernd von «Diversität» und «Inklusivität» rhapsodiert, lebt in einer Villa in Dorset, einer ethnisch besonders weisen englischen Grafschaft, in die reiche Langweiler ziehen, um dort herumzubbummeln, Zeug zu pflanzen und zu sterben.

Das Paradox ist, dass kein Sänger, kein Performer seinem Wesen nach zum Sozialisten taugt. Denn alle wollen sie angestaunt und angehimmelt werden und sich über die grosse Masse erheben. Sie werfen Donald Trump vor, dass er Mauern bauen liess, und leben selbst in *gated communities*, fern des Pöbels, ganz so, wie Ayn Rand fand, dass besondere Menschen leben sollten. Wenn Billy Bragg das Volk wirklich am Herzen läge, wäre er immer noch beim Militär und trüge zum Schutz der Menschheit bei, statt diese mit seiner grässlichen Musik zu traktieren. Vielleicht hält er mittlerweile nicht mehr Ausschau nach einem «Neuen England» – aber bestimmt nach einem besonders gerissenen Steuerberater, wenn Finanzminister «Robin Hood» Sunak verkünden sollte, er wolle die Reichen schröpfen und die Armen unterstützen.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

# LEXUS UX 250h

- ✓ 10 JAHRE GARANTIE\*
- ✓ 10 JAHRE FREE-SERVICE\*
- ✓ BEWAHRTE HYBRID-TECHNOLOGIE
- ✓ AB CHF 38 900.-\*\*



\* Serviceaktivierte 10-Jahres-Garantie oder 160 000 km ab 1. Inmatrikulation für alle Lexus Automobile (es gilt das zuerst Erreichte). 10 Jahre oder 100 000 km Free-Service ab 1. Inmatrikulation für alle Lexus Automobile (es gilt das zuerst Erreichte).

\*\* Lexus UX 250h Attraction ab CHF 38 900.-, 135 kW / 184 PS. Ø Verbrauch 59 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub>-Emissionen 134 g/km, Energie-Eff.-Kat. A. Abgebildetes Modell: Lexus UX 250h F Sport ab CHF 56 900.-, 135 kW / 184 PS, Ø Verbrauch 59 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub>-Emissionen 136 g/km, Energie-Eff.-Kat. A. Ø CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 169 g/km, Zielwert Ø CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle 118 g/km. Gemäss Präzyklus WLTP.

Sämtliche Preisangaben verstehen sich als unverbindliche Preisempfehlung inkl. MwSt. Weitere Informationen finden Sie auf [www.lexus.ch](http://www.lexus.ch)

**LEXUS**  
EXPERIENCE AMAZING

# Stille Heldin aus Alcamo

Die Sizilianerin Franca Viola hat das italienische Strafrecht verändert – mit einem einzigen Wort, das viele Männer bis heute nicht verstehen wollen: nein.

Matthias Rüb

**F**ranca Viola ist heute 73 Jahre alt. Sie lebt mit ihrem Ehemann Giuseppe, ihren Söhnen Sergio und Mauro sowie zwei Enkelkindern noch immer im sizilianischen Alcamo. Sie meidet die Medien, gibt kaum je Interviews. Lieber lässt sie die Geschichte, die sie mitgeschrieben hat, für sich selbst und auch für sie sprechen.

Diese Geschichte von uralter Gewalt und jungem Mut zum Widerstand nahm am Stephanstag 1965 ihren Anfang. An jenem 26. Dezember, gegen neun Uhr morgens, kamen sie, um Franca Viola mitzunehmen: Filippo Melodia, der Neffe eines örtlichen Mafiabosses, und zwölf bewaffnete Kumpane. Das schönste Mädchen der Stadt, Tochter einer Bauernfamilie, war siebzehn Jahre und elf Monate alt. Schon seit langem hatte Melodia ein Auge auf die schöne Franca geworfen. Doch Franca hatte sich in ihren gleichaltrigen Klassenkameraden Giuseppe Ruisi verliebt, dessen Familie in ähnlich bescheidenen Verhältnissen lebte wie ihre eigene. Den mächtigen Mafiaclan liess Franca wissen, dass sie Melodia nicht heiraten werde.

## Acht Tage festgehalten

Als die Entführer kamen, um Franca mitzunehmen, umklammerte ihr jüngster Bruder Mariano verzweifelt die Beine der Schwester. Daraufhin verschleppten Melodia und seine Leute auch den acht Jahre alten Buben. Mariano kam zwei Tage später wieder nach Hause, körperlich unversehrt. So viel Glück hatte Franca nicht. Sie wurde acht Tage lang im Haus der Schwester und des Schwagers von Melodia festgehalten und dort mehrfach von diesem vergewaltigt.

Mit der Freilassung Francas überbrachte Melodia dem Vater des Mädchens die Botschaft, er sei bereit, Franca zu heiraten. Bernardo Viola lehnte gemeinsam mit seiner ältesten Tochter das Angebot der *paciata* rundweg ab. Die *paciata* war nach sizilianischem Brauch die «Friedensübereinkunft» zweier Familien, wenn ein Pärchen «durchgebrannt», vulgo: die Tochter der einen Familie von dem Sohn der anderen geraubt und vergewaltigt worden war.

Doch die *paciata* war damals in Italien weit mehr als eine überkommene Tradition. Sie war gesetztes Recht. Nach Paragraph 544 des Strafgesetzbuchs wurden durch den *matrimonio riparatore*, die «reparierende Eheschliessung», gleich zwei Delikte «ausgelöscht», wie es wörtlich in dem Paragraphen hiess: das Verbrechen der Entführung und jenes der «fleischlichen Gewalt». Gewissermassen als Extrabonus für



«Ich bin niemandes Eigentum»:  
Franca Viola, 1966.

die missbrauchte Frau wurde auch deren Ehre wiederhergestellt, denn sie hatte ja ihre Jungfräulichkeit schon vor der Eheschliessung mit ihrem Vergewaltiger «aufgegeben».

Der von Franca Viola angestrebte Prozess gegen Melodia und dessen Helfershelfer, der im Dezember 1966 in der Provinzhauptstadt Trapani begann, erregte grosses Aufsehen. Die Zeugin und Nebenklägerin Franca Viola, schüchtern und aufrecht, wurde in ganz Italien bekannt. Melodia wurde zu elf Jahren Haft verurteilt. 1976 kam er vorzeitig frei. Zwei Jahre später wurde er in Modena vom Killer eines verfeindeten Clans erschossen. Melodia hatte schon in der Untersuchungshaft Franca Viola gedroht, er werde sie und ihren Mann umbringen lassen, sollte sie es wagen, einen anderen zu heiraten. Nach allem, was man weiss, lebt Franca Viola mit ihrer Jugendliebe Giuseppe Ruisi bis heute in glücklicher Ehe.

Die leisen Worte der jungen Sizilianerin klangen seinerzeit wie Donnerhall: «Ich bin niemandes Eigentum. Niemand kann mich zwingen, eine Person zu lieben, für die ich keinen Respekt habe. Die Ehre verliert nicht, wer gewisse Dinge erleidet, sondern, wer diese verübt.» Der Regisseur Damiano Damiani drehte 1970, in Anlehnung an die Causa Viola, den Streifen «La moglie più bella» mit der damals fünfzehn Jahre alten Ornella Muti in der Hauptrolle. Doch anders als in dem Spielfilm dargestellt, war Francas wirklicher Vater Bernardo, der kaum lesen und schreiben konnte, keinen Augenblick zur *paciata* und zum «Kompromiss» mit dem örtlichen Cosa-Nostra-Clan bereit. Bernardo Viola starb, auf Tag und Stunde genau, achtzehn Jahre nach der Entführung seiner Tochter Franca, am Stephanstag 1983.

## Aus der Epoche des Faschismus

Bei ihren wenigen öffentlichen Auftritten, etwa bei der Verleihung des Verdienstordens der Italienischen Republik durch Präsident Giorgio Napolitano im Jahr 2014, erwähnte Franca Viola stets ihren Vater Bernardo. Aber es bleibt doch ihr Verdienst, dass der ominöse Paragraph 544 zum *patrimonio riparatore* nach jahrzehntelanger Debatte am 5. September 1981 schliesslich abgeschafft wurde. Und es ist ebenso das Verdienst der stillen, mutigen Frau aus Alcamo, dass am gleichen Tag vor vierzig Jahren der ebenfalls aus der Epoche des Faschismus stammende Paragraph 587 des Strafgesetzbuchs gestrichen wurde.

In diesem Artikel war vom *delitto d'onore*, vom «Ehrverbrechen», die Rede. Danach konnte mit beträchtlicher Strafminderung rechnen, wer ein Gewaltverbrechen zur «Wiederherstellung» der persönlichen oder Familienehre beging – etwa seine Frau wegen Ehebruchs umbrachte. Erstaunliche fünfzig Jahre lang, von 1930 bis 1981, waren die erzpatriarchalischen Vorstellungen von der «reparierenden Eheschliessung» und vom «Ehrverbrechen» in der italienischen Strafgesetzgebung verankert. Ohne Franca Viola wären sie das vielleicht noch länger geblieben.

# Srbiji, Madarskoj, Slovackoj

Ringier ist das neuste Beispiel für den erstaunlichen Erfolg der Schweizer Verlage in Osteuropa.



Die Story im *Blic*, der serbischen Schwester des *Blicks*, handelte in eigener Sache. Die Titelzeile der Story lautete: «Ringier preuzima udele kompanije Axel Springer u Srbiji, Madarskoj, Slovackoj, Estoniji, Letoniji i Litvaniji».

Das verstehen auch Leser ohne slawischen Migrationshintergrund: Ringier übernimmt die Anteile des Unternehmens Axel Springer in Serbien, Ungarn, der Slowakei, Estland, Lettland und Litauen.

Seit 2010 waren Ringier aus Zürich und Axel Springer aus Berlin in sieben Ländern Osteuropas in einem 50:50-Joint-Venture unterwegs. Zu ihrem Verbund gehörten zuletzt zweihundert Medienmarken mit 3100 Mitarbeitern.

Nun wird Ringier Alleinbesitzer im Osten. Nur in Polen, dem grössten Markt, machen die beiden früheren Verbündeten noch gemeinsame Sache.

Ringier bekam die Springer-Anteile für 120 Millionen Franken. Es ist damit die zweitgrösste Investition in der Geschichte des Hauses. Noch mehr zahlte Ringier nur 2012, als man für 195 Millionen Franken die Hälfte des Stellenportals *Jobs.ch* übernahm.

Dennoch scheint der Preis von 120 Millionen erstaunlich tief. Axel Springer machte dem langjährigen Partner schon fast einen Freundschaftspreis. Denn Ringier konsolidiert nun Märkte, die ein deutlich höheres Wachstum versprechen als westeuropäische Länder wie die Schweiz, wo die Umsätze in der Mediensparte überall ausdünnen.

Zudem erfüllt das Ringier-Portfolio die zwei Prämissen, die in den künftigen Online-Märkten unverzichtbar sind. Man muss Markt-

führer im News-Geschäft sein, was Ringier etwa mit der *Blic*-Gruppe in Serbien, der *Blick*-Gruppe in Ungarn und der *Azet*-Gruppe in der Slowakei gelingt. Und man muss führend sein in den digitalen Classified-Portalen von Stellen bis Autos. Auch hier ist Ringier in seinen Ostländern oft Marktleader.

Ringier schreibt eine bemerkenswerte Geschichte fort. Die Schweiz ist mit Medien-Know-how enorm erfolgreich im Export.

Ringier war der Pionier. Ab 1991 ging das Medienhaus nach Osten, in diesen «jungfräulichen Markt», wie VR-Präsident Mi-

*Ab 1991 ging das Medienhaus in diesen «jungfräulichen Markt», wie Michael Ringier es nannte.*

chael Ringier es nannte. Man startete mit Exportierungen des *Blicks* und des Wirtschaftsblatts *Cash*. Mit allerlei Zukäufen erreichte Ringier ein Dutzend Jahre später einen Ost-Umsatz von fast 400 Millionen Franken.

Pierre Lamunière ist ein ähnlicher Fall. 2009 verkaufte er seine Westschweizer Zeitungen wie *Tribune de Genève* und *Le Matin* für unglaubliche 500 Millionen an Tamedia, die heutige TX Group. Zwölf Jahre später sind seine früheren Zeitungen finanzielle Ruinen, die vom Käufer TX Group entweder dauersaniert oder eingestellt werden mussten. Die Familie Lamunière indes prosperiert heute fröhlich in Osteuropa. Sie begann hier 1995 und gibt in Polen, der Ukraine und in Russland nun über

neunzig Zeitschriften heraus, vor allem im Lifestyle- und Modesegment.

Ähnlich beschwingt ist auch Verleger Jürg Marquard in Osteuropa unterwegs. In Ungarn etwa zählen seine Titel wie *Joy* und *Eva* zu den bestverkauften Magazinen und sind Hauptkonkurrenten von Ringiers Frauenzeitschriften *Kiskegyed* und *Glamour* – zwei Eidgenossen unter sich. Auch in Polen gehört Marquard Media mit Titeln wie *Cosmopolitan* und *Playboy* heute zu den grössten Zeitschriftenverlagen.

Auch Marquard begann in Osteuropa früh. 1993 beschäftigte er hier bereits 1250 Angestellte. Zu Beginn hielt er auch politische Zeitungen wie *Magyar Hirlap*, damals die *NZZ* von Ungarn. Als ihm die regierenden Sozialisten immer mehr ins Geschäft funkten, verkaufte er 1994 an Ringier, der damit auch nicht glücklich wurde.

Auch Verleger Beat Curti, der Besitzer der Jean Frey AG und deren *Weltwoche*, machte sich ostwärts auf den Weg. Mitte der neunziger Jahre hielt er etwa die Wirtschaftszeitung *Gazeta Bankowa* in Polen. Dort traf er auf den Konkurrenten *Cash*, den Ringier hier, genauso wie in Ungarn und Tschechien, kurz zuvor lanciert hatte.

Wenig Lust auf Auslandsexpansion hatte die heutige TX Group. Der erste grössere Schritt war 2013 der Kauf des dänischen Gratisblatts *Metroxpress*. Vor zwei Monaten stieg die TX Group in Dänemark wieder aus und verkaufte alle Anteile.

Ringier investiert im Ausland. TX Group zieht sich aus dem Ausland zurück. Zwei Verlagshäuser, zwei Strategien. Es ist ein bisschen wie die EU-Frage. Man denkt international oder man glaubt an die Schweiz.



«Ich bin von meinem Wesen her ein Bauer»: Unternehmer und Politiker Blocher, 80.

## «Führen ist mühsam»

Christoph Blocher machte aus der SVP die grösste Partei der Schweiz. Hier spricht er über Erfolg in der Politik und die Probleme des Freisinns.

Erik Ebnetter und Marcel Odermatt

**A**m 26. Mai beerdigte der Bundesrat das Rahmenabkommen mit der Europäischen Union. Es war ein später Triumph für alt Bundesrat Christoph Blocher (SVP). Jahrelang hatte er das Abkommen bekämpft und dafür das «Komitee EU-No» gegründet. Anfangs belächelt – die NZZ nannte es den «Bau von Palisaden gegen anstürmende Brüsseler Demokraten» –, erfüllte das Komitee seinen Auftrag. Sogar das Nachrichtenportal *Watson*, der SVP in herzlicher Abneigung zugetan, sprach von «Blochers grösstem Sieg».

War es das nun? Ist die letzte Schlacht geschlagen, das Erbe bestellt?

Nachrufe wären verfrüht. Am Wochenende überraschte Blocher, 80, mit dem Vorschlag, die Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz und das «Komitee EU-No» zu verschmelzen. Er selber wolle diese Arbeiten anführen. Die Gefahr eines «schleichenden EU-

Beitritts» bestehe nach wie vor, die Kräfte seien zu bündeln. Blocher bleibt also in der Politik.

Das ist mehr als eine Personalie. Die Europa-Frage – Blochers Lebensthema – hat die Schweiz verändert. Sie entzweite SVP und FDP und steht am Anfang von Blochers Aufstieg zum einflussreichsten Politiker des Landes.

Wie hat er diesen Erfolg organisiert?

Die *Weltwoche* hat Christoph Blocher in Herrliberg getroffen und mit ihm über Führung in der Politik und sein Verhältnis zum Freisinn gesprochen.

**Weltwoche:** Herr Blocher, die FDP bekommt mit Thierry Burkart einen neuen Präsidenten. Er übernimmt eine Partei in der Krise. Sie formten einst aus einer kleinen, schwächelnden SVP die grösste Partei der Schweiz. Welche Führungsgrundsätze sind für Sie entscheidend, um eine Partei erfolgreich zu machen?

**Christoph Blocher:** Zuallererst braucht es eine saubere, schonungslose Lagebeurteilung. Alles muss auf den Tisch, auch grundlegende Fragen. Zum Beispiel: Was ist eine Partei?

**Weltwoche:** Wie lautet die Antwort?

**Blocher:** Eine Partei ist parteiisch. Sie setzt sich für bestimmte Anliegen der Bürger ein. Eine Partei muss für die Bürger da sein. Je mehr die Politiker an sich, je mehr die Parteien an ihr Image denken, desto weniger denken die Bürger an die Politiker und die Parteien. Darum braucht es klare Grundsätze.

**Weltwoche:** Welche Grundsätze hat die SVP?

**Blocher:** Die SVP ist eine liberalkonservative Partei. Sie stellt das Wohl des Bürgers – nicht des Staates – in den Mittelpunkt. Sie bekämpft die überbordende Bürokratie und verteidigt die schweizerischen Staatssäulen: Unabhängigkeit, Freiheit, dauernd bewaffnete Neutralität, direkte Demokratie.

**Weltwoche:** Wer bestimmt die Grundsätze?

**Blocher:** Wenn's richtig läuft, macht die Parteiführung den Parteidelegierten nach gründlicher Arbeit einen Antrag. Die Delegierten diskutieren und streiten darüber. Am Schluss akzeptieren sie den Antrag, weisen ihn zurück oder ändern ihn ab. Das ergibt den Auftrag der Parteidelegierten an die Parteiführung. Leider läuft es in der Wirklichkeit oft anders.

**Weltwoche:** Warum ist das so?

**Blocher:** Führen ist mühsam. Darum macht man es sich einfach. Man redet zum Beispiel von Klimastrategie, begnügt sich aber mit Klimazielen. Ein typisches Beispiel dafür ist das Pariser Abkommen.

**Weltwoche:** Was ist der Unterschied zwischen Ziel und Strategie?

**Blocher:** Das Ziel ist nur Teil einer Strategie, und zwar der einfachste Teil.

**Weltwoche:** Was ist eine Strategie?

**Blocher:** Eine Strategie ist ein genauer Plan zur Erreichung eines gegebenen Zieles unter Einschluss aller Faktoren, die der Zielerreichung entgegenwirken können. Wissen Sie, woher ich diese Definition habe?

**Weltwoche:** Aus der Offizierschule?

**Blocher:** Aus dem Duden!

**Weltwoche:** Die FDP-Führung um Petra Gössi befragte die Parteibasis, um ihren Kurs in der Klimapolitik festzulegen. Wie beurteilen Sie diesen Schritt?

**Blocher:** Ich bin skeptisch gegenüber Umfragen, in der Politik und in der Wirtschaft. Ich kenne keinen erfolgreichen Verwaltungsrat, der seine Aktionäre fragt, wie er das Unternehmen ausrichten sollte. Der Verwaltungsrat stellt der Generalversammlung einen begründeten Antrag. Dafür ist er angestellt. So sollte es auch in der Politik sein. In einem Unternehmen sind die Aktionäre der Chef, in einer Partei die Mitglieder, in der Schweiz die Stimmbürger. Und dem Chef stellt man keine Fragen!

**Weltwoche:** Kann man eine Partei oder ein Land wirklich wie ein Unternehmen führen?

**Blocher:** Selbstverständlich. Gleichgültig, was und wen man führt, die Führungsgrundsätze bleiben dieselben.

**Weltwoche:** Die Ems-Chemie gehörte Ihnen, die SVP gehörte Ihnen nicht. Das macht doch einen Unterschied.



«Engste Verbündete»:  
mit Otto Fischer, 1982.

**Blocher:** Nein. Ob ich nun bei einer mehrheitlich eigenen Firma oder bei einer Partei in der Verantwortung stehe: Führung bleibt Führung. Die Frage ist immer: Wer gibt den Auftrag? Beim Unternehmen ist es auf Antrag der Verantwortlichen die Generalversammlung, bei der Partei die Delegiertenversammlung.

**Weltwoche:** Ein Unternehmer kann einen widerspenstigen Angestellten entlassen, ein Parteipräsident muss sich mit widerspenstigen Mitgliedern arrangieren.

**Blocher:** Wer den zentralen Auftrag ablehnt, verlässt die Partei irgendwann von selber. Das muss man in Kauf nehmen. Sonst bekommt man ein Basis-Problem.

**Weltwoche:** Was ist ein Basis-Problem?

**Blocher:** Starke Gruppen mit gegensätzlichen Meinungen in den entscheidenden Fragen. Einzelne Abweichler spielen keine Rolle.

*«Richtungswechsel brauchen Kraft. Man muss etwas zurücklassen, was man einst für gut befunden hat.»*

Ein Problem wird es erst, wenn keine Parteilinie mehr erkennbar ist.

**Weltwoche:** Wie lässt sich das vermeiden?

**Blocher:** Indem man die Mitglieder grundsätzlich diskutieren und um den Auftrag ringen und streiten lässt. Das ist wesentlich für den Erfolg. Ein klares Programm ist ein klarer Auftrag und vermeidet Basis-Probleme.

**Weltwoche:** Wie zeigt sich das konkret?

**Blocher:** Ich erinnere mich an eine erbitterte Diskussion bei einer Delegiertenversammlung der SVP. Sollte es im Programm nun heissen: «Die Schweiz tritt der EU nicht bei»? Oder: «Heute tritt die Schweiz der EU nicht bei»? Wir verteidigten stur die Variante ohne «heute». Die Delegierten unterstützten uns am Ende. Und jeder wusste: Die SVP lehnt den EU-Beitritt ab, nicht nur heute, sondern auch morgen und übermorgen. Wem das nicht passte, der verliess die Partei. Solche Diskussionen sicherzustellen, ist eine Führungsaufgabe.

**Weltwoche:** Würden Sie sagen, andere Parteien mieden solche Diskussionen?

**Blocher:** Eindeutig. Gerade bei der Frage des EU-Beitritts. Schauen Sie sich die Entscheide von FDP und CVP in den neunziger Jahren an: Oberflächlicher geht's nicht! Das rächte sich.

**Weltwoche:** Auf die Gegenwart umgelegt: Scheiterte FDP-Präsidentin Gössi an ihrem Führungsansatz? Setzte sie auf eine Umfrage, weil ihr der Mut fehlte, selber einen Antrag vorzubringen und die Basis über ihre Ideen einer freisinnigen Klimapolitik streiten zu lassen? Versteckte sie sich stattdessen hinter diesem Umfrageergebnis?

**Blocher:** Das muss sie selber beantworten. Ich würde meiner Partei abraten, die Mitglieder ins Blaue zu fragen, wie man etwas machen



«Eigenverantwortung, Selbständigkeit»:  
mit Hans Letsch, 1983.

solle. Heute zu sagen, Frau Gössi habe Fehler gemacht, ist allerdings billig. Hätte sie nicht von erfahrenen Parteimitgliedern unterstützt und korrigiert werden müssen? Toni Brunner war da viel schlauer. Er sagte der Partei: «Ich werde nur Präsident, wenn Blocher mein Vizepräsident wird.» Er band mich in die Verantwortung ein. Ich musste ihm mit aller Kraft beistehen, sei es mit Zustimmung oder Kritik.

**Weltwoche:** Die FDP bekommt mit Thierry Burkart einen Präsidenten, der in wichtigen Fragen wie der Europa- oder Klimapolitik die amtierende Parteileitung um Petra Gössi öffentlich kritisierte. Was bedeutet das? Steht die FDP vor einem Richtungswechsel?

**Blocher:** Ich kenne Herrn Burkart zu wenig, um das beantworten zu können. Ich weiss aber:

## Pensionierung

### AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

### Pensionskasse

Rente, Kapital, Kombination?

### Hypothek

Soll ich amortisieren?

### Steuern

Wie kann ich sparen?

### Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vz.ch.com/merkblatt-pensionierung](http://vz.ch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

Einen Richtungswechsel zu organisieren, ist anspruchsvoll. Man muss etwas zurücklassen, was man einst für richtig befunden hat. Das kann emotional werden und braucht viel Kraft, wenn es denn von Dauer sein soll.

**Weltwoche:** Sie zweifeln, ob Thierry Burkart diese Kraft hat?

**Blocher:** Nein. Aber hat die FDP-Basis diese Kraft? Herr Burkart ist anscheinend der Einzige, der zur Verfügung steht. Das ist keine gute Voraussetzung für einen Richtungswechsel. Wenn er aufgestellt würde, weil er einen neuen Kurs vertritt, wäre das ein gutes Zeichen. Davon höre ich aber nichts, im Gegenteil! Es heisst, der neue Präsident müsse die Partei vereinen. Und im Präsidium werden teilweise dieselben Leute sitzen, die den bisherigen Kurs richtig fanden.

**Weltwoche:** Wie war das, als Sie 1977 die SVP Zürich übernahmen?

**Blocher:** Das war eine Richtungswahl mit einem Gegenkandidaten. Ich legte vor den Delegierten dar, die SVP sei zu anpasserisch und zu schmal aufgestellt. Die Partei kümmerte sich damals vor allem um Landwirtschafts-, Finanz- und Militärpolitik. Ich fand, die SVP sollte auch Aussen-, Bildungs-, Wirtschafts-, Sozial- und Kulturpolitik machen, und zwar auf dem Boden eines liberalkonservativen Gedankenguts. Die Zürcher Delegierten gaben mir diesen Auftrag. Nach und nach erschlossen wir diese Gebiete. Heute ist das Profil der SVP eindeutig.

**Weltwoche:** Waren das eigenständige Positionen? Oder kopierten Sie einfach das freisinnige Parteiprogramm?

**Blocher:** Bis in die achtziger Jahre waren SVP und FDP in wesentlichen Punkten fast deckungsgleich. Wir hatten dasselbe Ziel: die Grundsäulen der Schweiz zu verteidigen. Das ist kein Zufall. Wir sind aus derselben Partei hervorgegangen. Als Liberal-Radikale gründeten wir 1848 zusammen den Bundesstaat. Erst 1917 entstand die SVP. Die Freisinnigen und die SVP sind Geschwister. Unsere Eltern sind die Liberal-Radikalen des 19. Jahrhunderts.

**Weltwoche:** Warum gingen Sie eigentlich zur SVP? Als Pfarrerssohn, Jurist und Offizier hätten Sie doch zu den Freisinnigen gepasst, später als Unternehmer erst recht.

**Blocher:** Sie vergessen, ich bin gelernter Bauer. Das ist bis heute mein einziger Beruf.

**Weltwoche:** Trotzdem, die FDP wäre doch eine natürliche Polit-Heimat für Sie gewesen.

**Blocher:** Beide Parteien, SVP und FDP, fragten mich in den siebziger Jahren gleichzeitig an, ob ich zu ihnen kommen wolle. Ich entschied mich für die SVP, weil mir die Typen dort sympathischer waren. Ich bin von meinem Wesen her ein Bauer. Allerdings war ich in der SVP am Anfang oft in der Minderheit. Meine engsten Verbündeten hatte ich bei der FDP, zum Beispiel Otto Fischer und Hans Letsch. Das waren Freisinnige von altem Schrot und Korn.

**Weltwoche:** Was ist für Sie «freisinnig»?

**Blocher:** Früher stand «Freisinn» für Eigenverantwortung und die Selbständigkeit der Schweiz.

**Weltwoche:** Und heute?

**Blocher:** Schwer zu sagen. Als die Mauer fiel, verloren viele Politiker – auch viele Freisinnige – den Kopf. Sie wollten sogar die Neutralität aufgeben und der Nato beitreten. Hätten sie sich durchgesetzt, wären unsere Soldaten auch in Afghanistan eingerückt.

**Weltwoche:** Würden Sie sagen, Sie hielten mit freisinnigen Argumenten dagegen?

**Blocher:** Ja, das ist so. Für die Unabhängigkeit und Neutralität des Landes zu sein, galt die längste Zeit als freisinnig. Die SVP vertrat einfach weiterhin, was FDP und SVP stets gemeinsam vertreten hatten.



«Einstecken, ohne umzukippen» mit Franz Steinegger, 2012.

**Weltwoche:** Die Freisinnigen würden widersprechen.

**Blocher:** Ein Student der Universität St. Gallen – eine freisinnige Hochburg – kam eines Tages zu mir und sagte: «Herr Blocher, ich habe jetzt Reden aus vierzig Jahren von Ihnen ana-

*«Franz Steinegger war ein bäumiger Cheib. Aber er wollte Bundesrat werden.»*

lysiert und keinen Widerspruch gefunden. Wie ist das möglich?» Ich antwortete, das sei ganz einfach: «Wenn Sie immer dasselbe sagen, gibt es auch keine Widersprüche.»

**Weltwoche:** Heisst das, die Freisinnigen hätten 1992 den EWR-Beitritt ablehnen müssen, wären sie ihren Grundsätzen treu geblieben?

**Blocher:** So ist es. Einzelne taten es auch. Wer die Unabhängigkeit bewahren wollte, konnte den EWR-Beitritt nicht unterstützen.

**Weltwoche:** Die EWR-Gegner gewannen die Abstimmung. Damit begann die Wachablösung im bürgerlichen Lager. Die SVP überholte die FDP. Wenn Sie zurückblicken: Was waren die Stärken Ihrer Partei?

**Blocher:** Die SVP konnte einstecken, ohne umzukippen. Dafür braucht es starke Leute. Und wir hatten starke Leute mit dem richtigen Motiv. Es ging ihnen um die Sache und nicht um die eigene Karriere.

**Weltwoche:** War das ein Problem der FDP?

**Blocher:** Nicht nur, aber auch. Franz Steinegger war ein bäumiger Cheib. Aber er wollte Bundesrat werden und wich deshalb vom bewährten Kurs ab.

**Weltwoche:** Sie wollten auch Bundesrat werden.

**Blocher:** Nein.

**Weltwoche:** Wer kandidiert, will es doch werden.

**Blocher:** Nein, ich musste antreten. Erst einen Konfrontationskurs halten und sich dann aus der Verantwortung stehlen, das ging nicht. Ich schloss aber nie einen Kompromiss, um meine Wahlchancen zu erhöhen. Die Partei warf mir sogar vor, ich täte alles, was meine Chancen schmälere.

**Weltwoche:** Wie führten Sie die SVP als Bundesrat?

**Blocher:** Pascal Couchepin behauptete, ich hätte das getan. Das ist falsch und war auch nicht nötig.

**Weltwoche:** Im Mai 2005 hielten Sie als Bundesrat eine Rede über den Wert von Grenzen. Das war doch ein Wink an die Partei, vor der Abstimmung über das Schengen/Dublin-Abkommen im Juni mehr Einsatz zu zeigen.

**Blocher:** Nein, das war eine Richtigstellung. Bundespräsident Deiss hatte unter dem Siegel des Amtsgeheimnisses öffentlich die Fake News verbreitet, der Bundesrat befürworte Schengen/Dublin einhellig. Dabei war ich dagegen. Das wollte ich deutlich machen. Auch der Bundespräsident sollte nicht lügen.

**Weltwoche:** Lässt sich eine Partei aus dem Bundesrat führen?

**Blocher:** Die CVP wurde stark von ihren Bundesräten geführt. Ihr Programm war die Machterhaltung. Wenn man schaut, wo diese Partei heute steht, kann ich davor nur warnen.

**Weltwoche:** Hat die CVP – oder die «Mitte», wie sie inzwischen heisst – vielleicht einfach ihren Auftrag erfüllt: die Integration der Katholiken in den Bundesstaat? Oder allgemein gefragt: Kann eine Partei überflüssig werden?

**Blocher:** Wenn Sie den Auftrag erfüllt hat – sicher.

**Weltwoche:** Und was muss man dann tun?

**Blocher:** Auflösen. Oder einen anderen Auftrag wahrnehmen.

**Weltwoche:** Braucht es die SVP noch?

**Blocher:** Sie ist nötiger denn je.

**Weltwoche:** Warum?

**Blocher:** Ich sehe Bürokratie, Freiheitsbeschränkungen, Interventionismus, wo ich nur hinschaue. Da ist die SVP gefordert. Und sie ist die einzige Partei, die einen EU-Beitritt der Schweiz kategorisch ablehnt.

**Weltwoche:** Braucht es die FDP noch?

**Blocher:** Diese Frage müssen die Freisinnigen beantworten. Wenn sie sich für weniger Staat und mehr Freiheit einsetzen, freuen wir uns, einen Verbündeten zu haben.



# BRIEF AUS KENIA

Tamás Kiss



Leonard Odhiambo treffen wir an einer Tankstelle in Nairobi. Leo ist in Kibera zu Hause. Das ist – nach dem südafrikanischen Soweto – der zweitgrösste Slum Afrikas. 1 bis 1,5 Millionen Menschen leben hier, dicht gedrängt auf einer Fläche von gerade mal 2,5 Quadratkilometern. Die Armut in Kibera ist enorm: Die meisten Menschen verdienen etwa 200 Ksh (2 US-Dollar) pro Tag, die Arbeitslosigkeit liegt bei über 50 Prozent, fast niemand hat die Mittel, sich etwas aufzubauen.

Fragt man Leo, was er denn gerade an Positivem aus seinem Land zu berichten habe, braucht er nicht lange zu überlegen: «Als am 13. März 2020 im Kenyatta National Hospital der erste Fall einer Coronavirus-Erkrankung in Kenia bestätigt wurde, waren wir Bewohner von Kibera erst einmal schockiert – die infizierte Person stammte nämlich aus einer Siedlung, die ganz in der Nähe von uns liegt», erzählt Leo. «Aus diesem Grund wurden wir von der Regierung kurz darauf aufgefordert, die Gelegenheitsarbeit in den besseren Stadtvierteln einzustellen. Zunächst wehrten wir uns, da diese Art von Arbeit die einzige Quelle für unseren Lebensunterhalt darstellt. Wie in vielen anderen informellen Siedlungen weltweit leben auch wir in Kibera von der Hand in den Mund. Als die Regierung dann aber entschied, Flugpassagiere und ihre Kontaktpersonen für vierzehn Tage unter Quarantäne zu stellen, wurde uns der Ernst der Pandemie bewusst. In der Folge übernahmen wir, um uns und unsere Familien zu schützen, kurzerhand die Verantwortung, die Ratschläge der Regierung und insbesondere des Gesundheitsministeriums umzusetzen. Verschiedene Initiativen stellen seitdem in unserer Siedlung kostenlos sauberes Trinkwasser, sani-

täre Einrichtungen sowie Handwaschstationen zur Verfügung. Auch eine tägliche Aufklärungskampagne über Covid-19 wurde lanciert. Ein Teil dieser Kampagne läuft dabei über ein eigens dafür eingerichtetes Lautsprecher-System. Kommuniziert wird in fast allen lokalen Dialekten, die es in Kibera gibt – dies, um sicherzustellen, dass möglichst alle Bewohner die wichtigen Covid-19-Informationen mitbekommen.»

Allerdings hat der 25-Jährige, der als Grafikdesigner und Tour-Guide tätig ist, keineswegs nur Positives zu berichten: «Im Moment sorgt bei uns der Plan des Internationalen

*«Die Aufklärungskampagne läuft über ein eigens dafür eingerichtetes Lautsprechersystem.»*

Währungsfonds, unserer Regierung einen Kredit von 2,34 Milliarden Dollar zur Abmilderung der Pandemie-Folgen zu gewähren, für viel Wirbel. Unsere sehr junge Bevölkerung vermutet nämlich, dass der Kredit aus Washington kaum die Folgen der Corona-Pandemie abmildern wird, sondern vielmehr in den Taschen der Elite landet. Das Thema wird seit Wochen in unseren sozialen Netzwerken diskutiert, bekanntlich hat kein anderes afrikanisches Land eine so aktive wie gefürchtete Twitter-Community wie Kenia.» Das Problem liegt also am mangelnden Vertrauen in die Regierung? «Genau. Leider gehört Kenia zu den korruptesten Staaten des Kontinents. Unsere Unternehmer und Akademiker haben in den vergangenen Jahren zwar ganz beachtliche Innovationen, zum Beispiel im Bereich der mobilen Bezahlsysteme, hervorgebracht, die Wirtschaft wuchs bis zur Covid-Pandemie lange stabil, und

ich weiss von vielen kleineren und grösseren Erfolgsgeschichten, sogar in Kibera gibt es welche. Doch die Regierung hat dazu leider nur wenig beigetragen, seit Jahrzehnten bereichern sich die politischen Eliten schamlos. Als die gegenwärtige Regierung 2013 ihr Amt antrat, war Kenia mit 16 Milliarden Dollar verschuldet, mittlerweile steht unser Land aber mit 70 Milliarden Dollar in der Kreide, was bedeutet, dass in zwei Jahren rund die Hälfte der Steuereinnahmen für den Schuldendienst ausgegeben werden muss. Die Regierung verteidigt sich mit dem Argument, dass wir neue Infrastrukturprojekte bekommen hätten. Viele von uns jungen Kenianern fragen sich aber, zu welchem Preis. So wurde mit Hilfe der Chinesen für 4,7 Milliarden Euro eine neue Eisenbahnlinie von der Hauptstadt Nairobi bis an die Küste nach Mombasa gebaut, doch muss man wissen, dass die völlig überbeuerte Bahn seit drei Jahren nur Verluste schreibt. Kenianische Politiker bis hin zur Familie des Präsidenten Uhuru Kenyatta stehen dabei im Verdacht, an diesem Jahrhundertprojekt mitverdient zu haben. Und auch wenn die Regierung nun auf den öffentlichen Druck reagiert und «eine deutliche Selbstverpflichtung» abgegeben hat, den Haushalt zu reformieren, bedeutet das für uns einfache Bürger am Ende wohl einmal mehr nur Folgendes: Der Staat muss seine Einnahmen erhöhen, um die Kredite abzuführen, die Benzinpreise steigen weiter, die Steuern ebenfalls. Das heisst, wieder einmal dürfte es vor allem die Ärmsten treffen, sprich: uns, die wir gerade eben von den Folgen der Pandemie am härtesten getroffen wurden.»

Tamás Kiss ist Buchautor und Werbetexter.

# Warum alles falsch ist, was wir über Drogen zu wissen glaubten

Die Liberalisierung von Betäubungsmitteln galt einst als Königsweg aus dem Elend. Heute zeigt sich, dass die Freigabe zu noch grösserem Unheil führt.

Michael Shellenberger

In den späten 1990er und frühen 2000er Jahren arbeitete ich mit einer Gruppe von Freunden und Kollegen zusammen, um für die Entkriminalisierung von Drogen und eine Reform der Strafjustiz einzutreten. Ich half der progressiven Kongressabgeordneten und Demokratin aus Los Angeles, Maxine Waters, Bürgerrechtsvertreter zu organisieren, die sich für den Austausch von Spritzen und Nadeln einsetzten, damit sich Heroinkonsumenten nicht mit HIV und Aids anstecken würden. Ich habe dafür gekämpft, dass Drogenabhängigkeit als ein Problem der öffentlichen Gesundheit und nicht als ein Problem der Strafjustiz behandelt wird. Und wir verlangten, dass Obdachlose ohne Rücksicht auf ihre Drogenprobleme Wohnraum erhalten.

Unsere Absichten waren gut. Wir hielten es für abwegig, die Abgabe sauberer Nadeln an Drogenkonsumenten zu kriminalisieren, da dies ja Leben rettet. Wir waren aufgebracht über massenhafte Inhaftierungen von Afroamerikanern und Latinos wegen gewaltloser Drogendelikte. Wir glaubten, dass der Weg, den Länder wie die Niederlande und Portugal zur Entkriminalisierung von Drogen und zum Ausweiten von Therapien gewählt hatten, der richtige sei.

## Zahl der Drogentoten explodiert

Aber jetzt ist es offensichtlich, dass wir uns geirrt haben. In den letzten zwanzig Jahren haben die USA ihre Drogengesetze liberalisiert. In dieser Zeit stieg die jährliche Zahl der Todesfälle durch Überdosis illegaler Drogen von 17 000 auf 93 000: Es starben dreimal mehr Menschen als durch Autounfälle, fünfmal mehr als durch Tötungsdelikte. Viele dieser Menschen sind obdachlos und sterben allein in Hotels oder Wohnungen, die im Rahmen des «Housing first»-Konzepts die Obdachlosigkeit mildern sollen.

Viele progressiv Eingestellte sagen heute, man sei nicht weit genug gegangen, und in gewisser Weise haben sie recht. Die steigende Zahl von Drogentoten hat viel mit der Verunreinigung von Kokain, Heroin und gefälschten verschreibungspflichtigen Opioiden zu tun. Andere sagen, Besorgnis sei fehl am Platz, Alkohol und Tabak würden mehr Menschen töten als unerlaubte Drogen.

Dagegen ist einzuwenden, dass der Tod durch Tabak und Alkohol die meisten im hohen Alter und nicht so schlagartig trifft wie Vergiftungen und Überdosierungen. Was ist mit der Masseninhaftierung? In den staatlichen Gefängnissen sitzen nur 14 Prozent aller Insassen wegen gewaltfreier Drogendelikte ein.

Gewiss, die Niederlande wie auch Portugal haben die Bestrafung reduziert, aber beide Länder verbieten nach wie vor den Drogenhandel, nehmen Konsumenten fest und verurteilen Dealer und Konsumenten. In sogenannten progressiven Städten der USA dagegen wird man heute niedergeschrien, wenn man die Strafverfolgung auch nur als Möglichkeit andeutet. «Jedes Mal, wenn jemand sagt: «Vielleicht könnten die Polizei und das Gesundheitssystem zusammenarbeiten?», gibt es einen enormen Aufschrei», sagt der Stanford-Suchtextperte Keith Humphreys. Da heisse es: «Nein! Das ist der Krieg gegen die Drogen! Die Polizei hat hier nichts zu suchen!»

Warum sind die progressiv gesinnten Politiker und Aktivisten mitten in der schlimmsten Drogenkrise und angesichts der Beispiele Portugals und der Niederlande immer noch gegen die Schliessung von Fentanyl-Strassenmärkten, die Menschen töten, etwa in San Francisco?

Es sind viele finanzielle Interessen im Spiel. Die Frage ist daher berechtigt, ob die Untätigkeit der Progressiven mit politischen Spenden von Sucht- und Obdachlosenhilfswerken und -dienstleistungsanbietern zu tun haben könnte. Kalifornien gibt mehr Geld für psychische Gesundheit aus als jeder andere Bundesstaat, die Zahl der

Obdachlosen stieg aber um 31 Prozent, während sie im Rest der USA um 18 Prozent zurückging. San Francisco wendet deutlich mehr für Sozialhilfe und Obdachlose auf als andere Städte, erfährt aber, gemessen an der Einwohnerzahl, eine extreme Obdachlosen- und Drogenkrise.

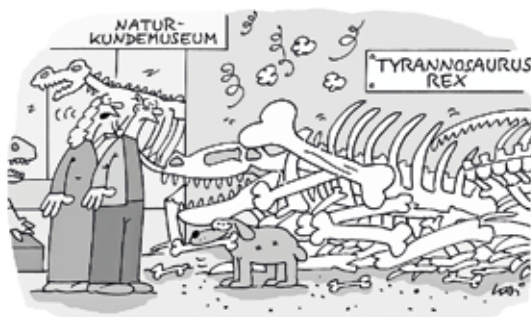
Wir Progressiven waren seinerzeit nicht primär durch Geld motiviert, als wir für eine Änderung der Drogengesetzgebung kämpften. Sicher, wir brauchten George Soros und andere wohlhabende Personen. Aber wir hätten anderweitig mehr Geld verdienen können, und Soros sowie andere haben nichts durch die Entkriminalisierung von Drogen zu gewinnen.

Liegt es daran, dass so viele Progressive, die für die Entkriminalisierung kämpften, selber Drogen nahmen? Jeder, den ich in dieser Zeit kannte, mich eingeschlossen, rauchte Marihuana, trank Alkohol und experimentierte mit Psychedelika, gelegentlich mit härteren Drogen. Dass es mehr war als beim Rest der Bevölkerung, kann ich nicht beweisen. Einige konsumierten weniger und zeigten ein grosses Bewusstsein für die Schäden durch Drogen und Sucht – wahrscheinlich dank höherem sozioökonomischem Status und spezifischem Wissen zum Thema.

## Kriminalität und Gewalt

Die Hauptmotivation der Menschen, mit denen ich gearbeitet habe, war ideologischer Natur. Viele waren libertär eingestellt und grundsätzlich der Meinung, dass die Regierung nicht das Recht habe, mündigen Erwachsenen vorzuschreiben, welche Drogen sie konsumieren dürften und welche nicht. Noch gravierender war die Empörung über die Masseninhaftierungen und die Art, wie dadurch Familien zerstört wurden, unverhältnismässig viele afroamerikanische und lateinamerikanische. Unsere Ansichten waren allzu simpel und falsch. Familien und Gemeinschaften aller Hautfarben können durch vieles untergraben werden, gerade auch durch Drogen und die damit verbundene Kriminalität und Gewalt, lange bevor jemand festgenommen wird.

Vor allem aber waren wir zu emotional. Zwei moralische Werte liegen den progressiv Gesinnten besonders am Herzen: Fürsorge und



„Wir hätten ihn nicht mitnehmen dürfen...“



*Medizinisches Experiment, das keine Ethikkommission je genehmigen würde:*  
Basquiats «Dust Heads», 1982.

Fairness. «Quer durch alle Umfragen und politischen Debatten», so der Psychologe Jonathan Haidt, «zeigen sich Liberale stärker gestört bei Anzeichen von Gewalt und Leid als Konservative und vor allem als Libertäre» («liberal» im amerikanischen Sinn: sozialdemokratisch, links). Das Problem besteht darin, dass die Progressiven Fürsorge über alles stellen und andere wichtige Werte aufgeben, so argumentieren Haidt und andere Forscher auf dem Gebiet der «Moral Founda-

### *Das Problem ist, dass die Progressiven Fürsorge über alles stellen und andere wichtige Werte aufgeben.*

tions Theory». Während Progressive («liberale» und «sehr liberale» Menschen) die Werte Fürsorge, Fairness und Freiheit hochhalten, neigen sie dazu, die Werte Unantastbarkeit, Autorität und Loyalität als falsch abzulehnen.

Da diese Werte tief verwurzelt sind, oft unbewusst, erklärt die «Theorie der moralischen Grundlagen» gut, warum Progressive und Konservative einander heute nicht nur gegenseitig als uninformiert, sondern als unmoralisch ansehen. Unantastbarkeit und Autorität, aus diesen Werten heraus scheinen Konservative und gemässigte Demokraten eher Verbote zu befürworten als Progressive. In einem traditionelleren moralischen Umfeld wird Drogenkonsum als Verstoß gegen die Unantastbarkeit des Körpers und die Selbstbeherrschung angesehen. Schlafen auf Trottoirs gilt als Verstoß gegen die Autorität der Gesetze und damit gegen die Loyalität gegenüber Amerika. Konservative sind auch für Fairness, dies im

Sinn von Gleichbehandlung. Das Gesetz soll also auch gegen den Obdachlosen durchgesetzt werden, selbst wenn er ein Opfer ist.

Progressive dagegen sehen Fairness eher zweigeteilt, neigen dazu, Leute, die sie für privilegiert halten, anders zu behandeln als jene, die sie als Opfer sehen. Man müsse bei Verhaftung und Beurteilung berücksichtigen, dass dieser Mann ein Opfer sei, das gelte für ganze Gruppen von Menschen, Obdachlose, psychisch Kranke und Süchtige. Progressive bewerten auch Freiheit anders als Konservative, sie bestreiten die Freiheitswerte für Tabakkonzerne und Zigarettenraucher, verteidigen sie aber für Fentanyl-Dealer und -Konsumenten. Warum? Weil sie Letztere, die grossenteils arm, krank und nichtweiss sind, als Opfer eines schlechten Systems betrachten.

Jennifer Friedenbach, Anwältin für Obdachlose in San Francisco, sagte mir, dass wir Menschen ohne Wohnung, vor allem Schwarze und Braune, die von Obdachlosigkeit betroffen sind, sowie Menschen mit Behinderungen in den Mittelpunkt stellen sollten. «Sie sind die Stimmen, die ins Zentrum gehören.» Damit lehnt sie weder Autorität noch Loyalität ab, aber die Loyalität gehöre den Opfern, und von diesen, nicht von Regierungen, solle die Autorität ausgehen.

In der Tat bestehen die Progressiven darauf, Befehle von Obdachlosen entgegenzunehmen: «Drogenkonsum ist oft das Einzige, was sich für sie gut anfühlt, um es mal vereinfacht auszudrücken», sagt Kristen Marshall, die in San Francisco für die Bekämpfung von Überdosierungen zuständig ist. Wenn man das versteht, hört man auf, sich um den Drogenkonsum zu kümmern, und fragt die Menschen, was sie brauchen. Wenn

man sich im Voraus dafür entscheidet, die Opfer über ihr Schicksal entscheiden zu lassen, dann lässt sich vieles andere rechtfertigen.

«Sichere Schlafplätze» nennt San Francisco Parkplätze mit Zelten, wo obdachlose Süchtige sich die Schüsse setzen und Fentanyl und Meth rauchen. Sie kosten die Stadt 60 000 Dollar pro Zelt. Manche sagen, sie sähen aus wie eine Naturkatastrophe, aber mit den Sozialarbeitern, die die Menschen in den Zelten betreuen, sehen sie für mich eher wie ein medizinisches Experiment aus – wenn auch eines, das keine Ethikkommission je genehmigen würde.

### **Sozialgeld für Drogen**

An den Standorten bietet die Stadt keine Behandlung an, sondern sorgt für einen leichten Zugang zu Drogen. Dazu gehören auch Bargeld, mit der Drogen gekauft werden können, sowie die Ausrüstung, mit der sie gespritzt werden. Auf diese Weise finanzieren progressive Städte wie San Francisco direkt die Krise der Drogentoten.

Der Ansatz der Stadt, den Retter zu spielen, führt nicht nur zu einer Verschlimmerung. Wir schränken auch das Freiheitspotenzial der Menschen ein, indem wir sie als Opfer abstempeln und ihr Trauma «zentrieren». Menschen, die unter Sucht leiden und auf der Strasse leben, sind krank. Sie in Rede und Politik mit Menschen zu verwechseln, die nur arm sind, ist irreführend. Doch die progressiven Befürworter dieser Politik wenden nach wie vor den Taschenspielertrick an, dass sie nur den Begriff «Obdachlose» verwenden und Journalisten, Politiker und die Öffentlichkeit dazu verleiten, Gruppen von Menschen zu vermischen, die unterschiedliche Hilfe benötigen.

Das liegt auf der Linie der Viktimologie: Sie behauptet, dass Opfer von Natur aus gut sind, weil sie zum Opfer geworden sind. Sie beraubt die Opfer ihrer moralischen Handlungsfähigkeit und schafft eine Doppelmoral, die jeden Versuch, ihr Verhalten zu kritisieren, zunichtemacht, selbst wenn sie sich selbstzerstörerisch und asozial verhalten. Die Viktimologie scheint in dem Mass zuzunehmen, wie die traditionellen Religionen abnehmen. Eine säkulare Religion wie die Viktimologie ist mächtig, weil sie den gegenwärtigen psychologischen, sozialen und spirituellen Bedürfnissen ihrer Gläubigen entspricht, aber auch, weil sie ihnen offensichtlich und nichtideologisch erscheint.

Die Befürworter der «Zentrierung» von Opfern, die diesen besondere Rechte einräumen und ihnen erlauben, durch ihr Verhalten das Leben in der Stadt zu untergraben, glauben meiner Erfahrung nach nicht, dass sie Anhänger einer neuen Religion sind, sondern eher, dass sie mitfühlender und moralischer sind als diejenigen, die traditionellere Ansichten vertreten.

Michael Shellenberger ist ein amerikanischer Wissenschaftspublizist und Bestsellerautor.

# Talent im falschen Körper

Die Karriere von Lionel Messi ist ein Triumph über die Zumutungen der Genetik. Und die Karriere von Xherdan Shaqiri?

Peter Hartmann

Er ist der Ausersehene, der Vorbestimmte, der Einmalige. Das ist schon auf diesem verschwommenen, wenige Minuten dauernden Video auf Youtube zu sehen. Eine Offenbarung: Da kann dieser Winzling, der kaum über seine weite, flattrige Hose hinausschaut auf diesen Amateuraufnahmen von einem staubigen Sandplatz in Peru, schon alles wie Messi. Er zaubert mit dem Ball, dribbelt, schlägt Haken, schießt mit links und rechts, und er ist es unzweifelhaft, Lionel Messi, neun Jahre alt, und zuletzt liefert das Wunderkindchen noch eine Dreingabe als Jongleur für den Kameramann dieses erstaunlichen Dokuments.

Es war Messis erste Auslandsreise, zur Copa de la Amistad, einem Jugendturnier, mit seinen Gespielen der Newell's Old Boys aus Rosario, der drittgrössten Stadt Argentiniens, wo auch zwei Legenden herstammten, der Revolutionär Che Guevara und der Fussballtrainer César Luis Menotti, der 1978 den Weltmeistertitel im eigenen Land gewonnen hatte.

## Wald feindlicher Beine

Der kleine Leo wuchs in einer fünfköpfigen Familie auf; das heisst, es wurde klar, dass er nicht mehr wuchs, die Gleichaltrigen wuchsen ihm über den Kopf. «La Pulce», der Floh, wie ihn die Kameraden nannten, zeichnete seinen Albtraum damals auf Papier: Leo, umzingelt von einem Wald feindlicher Beine, das Szenario, das er immer im Kopf hat, wenn er sich als Dribbelkünstler auf dem Platz durch die gegnerischen Linien schlängelt.

In der Wirtschaftskrise verlor der Vater seinen Job, die Hormonbehandlung, die Leo gebraucht hätte, kostete 900 Dollar monatlich, und als letzter Ausweg erschien der Familie die Flucht nach Europa, nach Barcelona, mit ihrem einzigen Kapital, Leos Ballbegabung. Er war mittlerweile dreizehn und mass stabil 1,43 Meter. Als er dem Sportdirektor Carles Re-

xach vorspielte, hatte der «innert fünf Minuten die Offenbarung des einmaligen Talents dieses vom Schicksal Auserwählten», und er schrieb noch in der Cafeteria den Vertrag auf eine Papierserviette.

Leo setzte sich während dreier Jahre im Klubinternat selber jeden Abend die Spritze mit dem Wachstumshormon HGH in die Beine, verspürte dauernd Schmerz und Schwindel



Geniestreiche und Hammertore: Fussballer Messi, Shaqiri.

und kotzte sich vor Heimweh «die Seele aus dem Leib», wie er gestand. Aber er wuchs mehr als zwanzig Zentimeter auf 1,69 Meter und erreichte Schuhgrösse 42.

Das Talent fand seinen Körper. Messis fantastische Spielfreude widerspiegelt die Lebensfreude, die er in Barcelona wiederfand. Und es waren sicher keine Krokodilstränen, die er vergoss, als er den Abschied aus Barcelona nach 21 Jahren und seinen neuen Arbeitgeber Paris Saint-Germain verkündete, eine auch symbolische Geste: Der finanziell völlig heruntergekommene katalanische Klub wird von seinem Star gerettet durch den Verzicht auf rund 100 Millionen Euro an Salär, Prämien und Steuern. Leo der Schmächtige ist jetzt 34 und in der Haut eines der reichsten Argentinier.

Xherdan Shaqiri, der «Kraftwürfel» oder je nachdem «Zauberwürfel», wird am 10. Oktober dreissig, jenseits der mutmasslichen

Entwicklungsgrenze, und über seine Karriere werden sich Experten und manche seiner Bewunderer weiterhin uneins bleiben: Ist er ein Leichtfuss, der seine Begabung nie ganz ausgereizt hat über die Geniestreiche und Hammertore hinaus – oder ein vom Schicksal präparierter Fall des Talents in der falschen genetischen Verpackung? Leider einfach zu oft und zu lange verletzt, dass er seine immensen

Chancen, die sich keinem anderen Schweizer Spieler geboten haben (auch nicht Stéphane Chapuisat, der der bessere, konstantere Fussballer war als er), nicht voll nutzen konnte?

## Fast zwanzig Kilo schwerer

Er kam als Baby aus dem Kosovo in die Schweiz und wuchs auf einem Bauernhof im Aargau auf. Die Stationen seiner Laufbahn lesen sich wie ein Wunschzettel: FC Bayern München, Internazionale Mailand, FC Liverpool, jetzt Olympique Lyon, aber regelmässig gespielt hat er nur am Anfang im vertrauten FC Basel, und zwischendurch bei Stoke

City, dem Klub, den er nach dem Abstieg aus der Premier League verliess.

Shaqiris Problem ist, buchstäblich, seine Achillessehne. Immer wieder stoppten ihn Muskel- und Sehnenverletzungen im Wadenbereich. «Shaq» ist einige Zentimeter kleiner als Messi, aber fast zwanzig Kilo schwerer. Das artistische Kraftpaket mit der empfindlichen Motorik braucht sorgfältiges Training und Vertrauensbeweise seiner Trainer. Eine Art Lehrzeit machte er in München durch, als Quasi-Ersatzspieler des oft verletzten Niederländers Arjen Robben, der dennoch eine Weltkarriere hinlegte. Robbens Sorge war der Haarausfall. Shaqiri hat sich unlängst eine Haartransplantation geleistet.

Insgesamt hat Shaqiri vielleicht fast die Hälfte seiner Karriere verpasst, blessiert oder auf der Ersatzbank. Das unausgeschöpfte Talent ursächlich im fragilen Körper?

# Requiem für den Westen?

Das Debakel in Afghanistan ist nur das Waterloo Joe Bidens. Der Westen wird es überleben.



**G**eschichte ist ein Kontinuum und Strategie eine schwierige Sache. Das amerikanische Desaster in Afghanistan illustriert die beiden Erkenntnisse. Der Terror von 9/11 war der Ausgangspunkt. Der überstürzte, völlig verpatzte Abzug ist für den Westen – noch gibt es ihn – ein Weckruf oder müsste es sein.

Die Geschichte von 9/11 beginnt mit der Präsidentschaft Bill Clintons. Er präparierte das Terrain. Der Mann aus Hope, Arkansas, hat nie verstanden, worum es geht, obwohl es Warnzeichen gab – wie den ersten Bombenanschlag auf das World Trade Center im Jahr 1993. Clinton fand nie die Mittel, um die Terrorabwehr in Amerika richtig zu organisieren.

Der letzte aussenpolitisch versierte Präsident Amerikas war George H. W. Bush, Reagans Nachfolger. Das ist nun doch schon dreissig Jahre her. Mit dem Golfkrieg 1990/91 und dem Zusammensetzen der Anti-Saddam-Koalition hatte er ein Meisterstück internationaler Diplomatie und ein Modell für einen sinnvollen Einsatz von Militärgewalt geliefert. Der Triumph war grandios, nur mit einem kleinen Makel behaftet: Saddam Hussein blieb an der Macht.

Bush selbst sprach von einer neuen Weltordnung. Damit meinte er aber ganz konkret, dass es nach Saddams Invasion in Kuwait zum ersten Mal seit dem Kalten Krieg im Uno-Sicherheitsrat nicht zu einer Blockade gekommen war. Er sprach die Hoffnung aus, dass das bei künftigen Herausforderungen für die kollektive Sicherheit so bleiben würde.

Nur eine Hoffnung. Eine liberale Weltordnung war für ihn ein Nonvaleur – weil eine

solche weder liberal noch Welt, noch Ordnung sein würde. Auch Kissinger, der sich mit Weltordnungs-Fragen herumschlug, blieb skeptisch. Realistisch besehen war der Westen – also im wesentlichen Amerika, Westeuropa und die übrige anglophile Welt – zu schwach für ein Weltordnungs-Mandat. Wie gesagt, schon damals, also kurz nach dem Zerfall der Sowjetunion.

**W**as nun? Der Westen wirkt dekadent, doch dass er nicht mehr in Afghanistan präsent sein wird, ist für seinen Aufstieg oder Fall nicht ausschlaggebend. Das Land am Hindukusch hat für ihn keinen überragenden strategischen Wert.

Die Terrorbekämpfung wird allerdings schwieriger. Ohne Stützpunkte im Mittleren Osten wird es nicht gehen. Die Basen am Golf sind etwas exponiert. Aber ironischerweise ist der Irak heute – nach der Vertreibung des Islamischen Staates – besser aufgestellt als viele andere in der Region. Hier wäre die Bastion, um Terror, den Iran und die Russen in Syrien in Schach zu halten.

«America first» war und ist nicht mehr als ein innenpolitisches Schlagwort, komplementär zum «nation-building at home», das von Präsident Obama zum Leitstern erklärt wurde. Für Sicherheit und Wohlergehen der Vereinigten Staaten ist eine selektive globale Präsenz notwendig. Und die Glaubwürdigkeit? Die Reputation mag Schaden erlitten haben, aber Freund und Feind wissen sowie so nie genau, wie sich Amerika verhalten wird – wird es kämpfen, wird es das Regime stür-

zen, wird es *containment* praktizieren, wird es die Achseln zucken?

Aussenpolitik ist Interessenwahrung, für Alliierte und Freunde ebenso wie für Gegner und Rivalen. Es ist gut möglich, dass Bidens Nachfolger wieder aus anderem Holz geschnitzt ist und die Stimmung in Amerika umschlägt. Sogar ein Jimmy Carter hat am Ende seiner Präsidentschaft noch versucht, das Steuer herumzuwerfen. Er hat den Rüstungsaufbau eingeleitet, den Reagan vollendete und der den Kalten Krieg entschied.

Von der gegenwärtigen Administration ist Derartiges nicht zu erwarten. Ein altersstarrer Präsident, ein schöngeistiger Aussenminister, ein *woke*-Pentagon-Chef und ein opportunistischer Sicherheitsberater prägen ihr Erscheinungsbild. Afghanistan hat bewiesen, was vermutet werden konnte, dass Biden auch aussenpolitisch eine Niete ist.

**M**achtspolitik ist relativ. China hat eigene Probleme. Es wird sich gut überlegen, wie es eine Schwächeperiode Amerikas ausnützen will. Das Gleiche gilt für Russland, das mit seiner bedachtsamen Reconquista im post-sowjetischen Raum – Krim, Ukraine, Erdgas – so erfolgreich ist, dass es Hauruck-Aktionen nicht braucht.

Amerika muss nun unter Biden die bitteren Früchte der Niederlage auskosten. Es wird wohl schlimmer werden, bevor es besser wird. Vietnam bietet Anschauungsmaterial. Bevor Amerika sich wieder aufrappelte, fielen die Dominosteine, von Indochina bis Afrika. Doch die Endabrechnung sah anders aus.

# Einsteins Briefe an Kinder

In einem Jerusalemer Archiv lassen sich unbekannte Dokumente Albert Einsteins entdecken. Reizvoll ist sein Gedankenaustausch mit jungen Bewunderern über Liebe, Gott und die Welt.

Pierre Heumann

Jerusalem

**A**m 19. Juni 1951 wandte sich ein achtjähriges Mädchen, das sich als Monique vorstellte, an Albert Einstein, den weltberühmten Physiker. Ob er ihr sagen könne, wollte sie vom Wissenschaftler wissen, wie alt die Welt sei «und was aus ihr werden wird».

Die Zukunftsangst des Mädchens hätte Greta Thunberg Jahrzehnte später nicht pointierter formulieren können. Doch Einstein beruhigte die besorgte Monique. «Eine Erde gibt es seit etwas mehr als einer Milliarde Jahren», schrieb er ihr. «Was die Frage ihres Endes angehe, so lautet mein Rat: Warten wir's ab.»

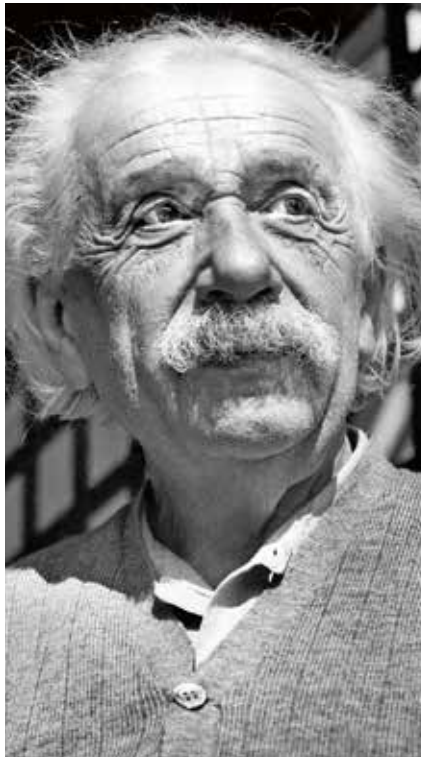
## Heiliger Gral der Forschung

Einstein, der vor hundert Jahren den Nobelpreis für Physik zugesprochen erhielt, war schon zu Lebzeiten eine Ikone. Nicht nur unter Wissenschaftlern. Auch von Kindern erhielt er Briefe, die er in der «Komischen Mappe» sammelte – ein buntes Mosaik von Briefumschlägen aus aller Welt, die heute im Jerusalemer Einstein-Archiv aufbewahrt werden. Dieses gilt als Heiliger Gral der Einstein-Forschung und ist in einem nüchternen, glanzlosen Gebäude auf dem Edmond J. Safra Campus der Hebräischen Universität untergebracht, wo rund 80 000 Dokumente aufbewahrt werden, zusammen mit über 2000 Büchern aus seiner Privatbibliothek.

Dort stehen auch Biografien über Einstein, zum Beispiel diejenige von Rudolf Kayser aus dem Jahre 1930, der die Stieftochter Einsteins geheiratet hatte. Er hatte das Buch unter dem Pseudonym Anton Reiser veröffentlicht. «Es ist ein kurioses Schicksal», schrieb Einstein auf einen Zettel, den er ans Buch heftete, «bei lebendigem Leibe objektiviert zu werden. Denken Sie mit Humor beim Lesen. A. Einstein.»

Weltberühmt wurde Einstein, als britische Astronomen im Jahr 1919 bei einer Sonnenfinsternis seine Vorhersage der allgemeinen Relativitätstheorie bestätigten. Am 7. November titelte die Londoner *Times*: «Wissenschaftliche Revolution. Neue Theorie des Universums. Newtons Vorstellung gestürzt».

Einsteins Entwürfe seiner Theorien, dar-



*Fragen der Religion:*  
Nobelpreisträger Einstein.

unter die handgeschrieben und von ihm mit Korrekturen versehenen 46 Seiten mit der Grundlage der allgemeinen Relativitätstheorie, gehören zu den Highlights des Archivs. Bei der Durchsicht der Seiten stösst man auch auf die berühmteste Gleichung der Welt:  $E = mc^2$ .

Für die Erforschung der Wissenschaftsgeschichte bedeutend ist das «Zürcher Notizbuch», das in Jerusalem ebenfalls eine Heimat

*Von einem sechsjährigen Mädchen erhielt Einstein den Rat, sich seine Haare schneiden zu lassen.*

gefunden hat. Die beiden Bände zählten zu den wichtigsten Fundgruben von Einsteins wissenschaftlicher Hinterlassenschaft, sagt Hanoch Gutfreund, der Vorsitzende des Archivs.

Die Entwicklungsgeschichte der Gleichungen lasse sich im «Zürcher Notizbuch» nachverfolgen. (1912 wurde Einstein Professor für theoretische Physik an der heutigen ETH, die damals Polytechnikum hiess.) Einstein, einer der Gründer der Hebräischen Universität (HU) in Jerusalem, hatte das «Zürcher Notizbuch» der HU vermacht, zusammen mit seinen wissenschaftlichen Schriften und seiner umfangreichen Korrespondenz. Die volle Bedeutung der bahnbrechenden Formeln erkannte Einstein allerdings erst drei Jahre später, als er bereits Professor in Berlin war.

Jedes Jahr erhält das Archiv ein bis zwei neue Dokumente, die zuvor unbekannt waren. Derzeit ist Anna Rabin, eine aus Freiburg i. Br. stammende Mitarbeiterin, dabei, eine Fotografie Einsteins zu untersuchen, auf der er zusammen mit achtzehn Studenten vor seinem Haus in Princeton zu sehen ist. Sie will herausfinden, wer die Jung-Forscher waren. Das Bild war im Juli durch Vermittlung des Historischen Museums in Bern nach Jerusalem gelangt.

## Ohne Socken im Weissen Haus

Neben den wissenschaftlichen Beiträgen stösst man im Jerusalemer Einstein-Archiv auf Einsteins muntere Korrespondenz mit Kindern. So wurde er von einem jugendlichen Briefschreiber namens John Jurgensen zu einer Exkursion ins Weltall eingeladen, «weil wir einen guten Wissenschaftler brauchen und jemanden, der eine Rakete gut steuern kann». Wissen wollte John, ob es Einstein etwas ausmache, wenn auch Mary mitkommt: «Sie ist zwei Jahre alt. Sie ist ein sehr nettes Mädchen.» Eine dringende Bitte hatte John allerdings: Jeder müsse für seine Verpflegung selbst sorgen, «weil wir pleitegehen, wenn wir alles bezahlen».

Von einem sechsjährigen Mädchen namens Ann Kocin erhielt Einstein, der bekanntlich wenig Wert auf sein Äusseres legte, in ungelinker Handschrift den Rat, sich seine Haare schneiden zu lassen, «dann können Sie besser aussehen». Zu seinem 76. Geburtstag schickte ihm eine Schulklasse aus New York Manschetten und eine Krawatte. Es sei, bedankte sich der

gebürtige Württemberger und eingebürgerte Schweizer, der nach seiner Flucht aus Nazi-Deutschland im Jahre 1940 auch die amerikanische Staatsbürgerschaft erhielt, «eine passende Anregung, in der Zukunft ein bisschen mehr auf Eleganz zu achten als bisher». Denn Krawatten und Manschetten gebe es für ihn nur in der fernen Erinnerung, schrieb er in Anspielung auf seine europäischen Wurzeln.

Socken trug er nie, selbst nicht als er von Präsident Roosevelt ins Weisse Haus eingeladen wurde, verriet einmal seine Sekretärin Helen Dukas. Dafür habe er einen guten Grund gehabt, erklärte Einstein bei anderer Gelegenheit. In seiner Jugend habe er herausgefunden, «dass die grosse Zehe immer die Angewohnheit hat, ein Loch in die Socke zu machen».

### Kompliziertes Verhältnis zu Frauen

Wie beliebt Einstein bei Kindern war, lässt sich an einem Brief zweier Brüder aus San Diego im Alter von vierzehn und sechzehn Jahren erkennen, der den damals frischgebackenen Nobelpreisträger erreichte. «Die Welt und wir wissen, dass Sie ein Genie sind», schrieben sie und wollten von Einstein wissen: «Aber glauben auch Sie, dass Sie ein Genie sind?»

Die Korrespondenz mit Kindern dreht sich auch um Fragen der Religion. So wollte eine Schülerin aus New York von Einstein wissen, ob und wofür Wissenschaftler beten würden. Der Gelehrte bemühte sich, die Frage «so einfach wie möglich zu beantworten»: Wissenschaftliche Forschung beruhe auf der Idee, dass alles, was passiert, durch die Naturgesetze bestimmt werde. «Deshalb wird ein Forscher kaum dazu neigen zu glauben, dass der Lauf der Dinge durch ein Gebet beeinflusst werden könne, zum Beispiel durch einen Wunsch, der an ein übernatürliches Wesen adressiert ist.»

Einstein pflegte so oft von Gott zu reden, meinte später einmal Friedrich Dürrenmatt, «dass ich beinahe vermute, er sei ein verkappter Theologe gewesen». Etwas in ihm, schrieb Einstein in einem seiner Briefe, könnte man durchaus als religiös bezeichnen, nämlich seine «unbegrenzte Bewunderung für die Struktur der Welt», so wie sie bis heute von der Wissenschaft offenbart worden sei.

Die Idee eines persönlichen Gottes, meinte Einstein aber, sei ihm fremd und scheine ihm naiv. Wer zu Gott bete und ihn um etwas bitte, sei kein religiöser Mensch. Was auch immer von Gott im Universum vorhanden ist, müsse sich durch uns ausdrücken: «Wir können nicht beiseite stehen und Gott das tun lassen.» Und, so Einstein, was ihn wirklich interessiere, sei die Frage, ob Gott die Welt auch anders hätte erschaffen können, mit anderen Worten, «ob die Anforderungen der logischen Einfachheit einen Freiheitsgrad zulassen». Andersorts schrieb er: «Wissenschaft ohne Religion ist lahm, Religion ohne Wissenschaft blind.»

Einstein, der in einer Männerwelt lebte, hatte ein etwas kompliziertes Verhältnis zu Frauen. Sie waren für ihn als Liebhaberinnen willkommen, in der Regel aber nicht als gleichberechtigte Partnerinnen. Seine erste Ehe aus dem Jahr 1903 mit der gebürtigen Serbin Mileva Maric – sie war die fünfte Frau, die am Polytechnikum Mathematik und Physik studieren durfte – wurde sechzehn Jahre später offiziell geschieden, nachdem die beiden jahrelang getrennt gelebt hatten.

Während Forscher früher darüber spekulierten, ob Maric an der Entwicklung der Relativitätstheorie beteiligt war, herrsche heute die Ansicht, es gebe «nicht genug verlässliche Hinweise» dafür, sagt Roni Grosz, Kurator des Einstein-Archivs. Sicher ist: Kurz vor dem

### *Mit seiner Ablehnung des Krieges war es mit dem Aufkommen des Faschismus vorbei.*

Ende der Beziehung hatte der Physiker einen Ehevertrag aufgesetzt: «Du verzichtest auf alle persönlichen Beziehungen zu mir», heisst es darin, «soweit deren Aufrechterhaltung aus gesellschaftlichen Gründen nicht unbedingt geboten ist.» Maric habe «weder Zärtlichkeiten von mir zu erwarten noch mir irgendwelche Vorwürfe zu machen».

### Flucht aus Deutschland

Wenig später heiratete er Elsa Löwenthal, mit der er zuvor ein langjähriges Verhältnis gehabt hatte. Aber, so Einstein-Biograf Jürgen Neffe, intime Nähe habe den Physiker zeitlebens irritiert. Wenn sich Frauen in ihrer Wohnung befinden, seien sie auf ihre Möbel fixiert, meinte Einstein einmal. Wenn er sich aber mit seiner Frau auf einer Reise befinde, «so bin ich ihr einziges Möbel, das sie mitgenommen hat». Deshalb kreise sie den ganzen Tag um ihn herum und versuche, ihn zu verbessern.

Selten sei ein Einzelner gleichzeitig so kurzfristig und weitsichtig gewesen, meint Biograf Neffe. Als einer der Ersten hatte Einstein die Gefahr der Nazis erkannt und floh aus Deutschland. Einstein, der 1999 vom Nachrichtenmagazin *Time* zur «Persönlichkeit des Jahrhunderts» ernannt wurde, war in seiner Jugend ein überzeugter Pazifist. Bis Anfang der 1930er Jahre habe er sich für die Verweigerung des Militärdienstes eingesetzt, heisst es in einem seiner Briefe.

Doch mit seiner Ablehnung des Krieges war es mit dem Aufkommen des Faschismus vorbei. «Ich erkannte, dass dieser Standpunkt nicht aufrechtzuerhalten war, wenn nicht die Macht in der ganzen Welt in die Hände von den schlimmsten Feinden der Menschheit geraten soll.» Und dann schrieb er: «Gegen organisierte Macht gibt es nur organisierte Macht.»



## INSIDE WASHINGTON

### Demokraten feuern auf ihren Präsidenten

Die Schuldzuweisungen können beginnen! In der Montagnacht verliess das letzte Militärtransportflugzeug der Amerikaner Kabul und beendete damit Amerikas «längsten Krieg». Zum Abschluss der zwanzigjährigen, vergeblichen amerikanischen Besetzung wählte der Befehlshaber des United States Central Command, General Frank McKenzie, seine Worte mit Bedacht: Mit diesem Abflug sei «viel Herzschmerz verbunden». Das ist eine Möglichkeit, die bittere Realität zu beschreiben. Der Kongressabgeordnete Seth Moulton wählte eine andere. Der Demokrat aus Massachusetts bezeichnete den Rückzug von Präsident Biden als «totales Scheiss-Desaster» von «epischem Ausmass».

Biden hat vielleicht gehofft, sich hinter seiner Partei verschanzen zu können, um den politischen Sturm zu überstehen, aber auch diese Rechnung ist nicht aufgegangen. Eine wachsende Zahl von Demokraten rechnet mit ihrem Präsidenten ab. Morning Consult berichtet, dass inzwischen mehr Wähler Bidens Job als Präsident missbilligen als gutheissen (49 zu 48 Prozent). Der «auffälligste» Einbruch an Support ist bei den Demokraten selbst zu verzeichnen. Innert nur zweier Wochen sackte er von 53 auf 47 Prozent ab – auf «den niedrigsten Wert seiner bisherigen Präsidentschaft».

Auf dem Capitol Hill bezeichnet die demokratische Abgeordnete Susan Wild aus Pennsylvania den Truppenabzug als «ungeheuerliches Fehlverhalten». Die von der Luftwaffe kommende Kongressabgeordnete Chrissy Houlihan beklagt: «Wir haben [wegen der Vorstösse der Taliban] Alarm geschlagen, aber wir stiessen auf taube Ohren.»

Nicht lange ist es her, da hatte ein anderer Demokrat Alarm geschlagen. Als Joe Biden ins Präsidentenrennen stieg, warnte der ehemalige Präsident Barack Obama: «Unterschätzt nicht Joes Fähigkeit, die Dinge so richtig zu vermässeln.»

Amy Holmes

# Bersets Mann im Aargau

SVP-Regierungsrat Jean-Pierre Gallati politisierte einst millimetergenau auf Parteilinie. Heute zählt er zu den wichtigsten Unterstützern von SP-Bundesrat Alain Berset. Was ist passiert?

Marcel Odermatt

Es gab Zeiten, da zuckten viele zusammen, wenn sie seinen Namen nur schon hörten: Jean-Pierre Gallati. Der heutige Aargauer SVP-Regierungsrat galt als Prototyp des kompromisslosen Hardliners. Der Politiker ging gegen alles vor, was ihm nicht in den Kram passte.

Mit dem früheren Gemeindeammann seiner Wohngemeinde Wohlen lieferte er sich einen jahrelangen Rechtsstreit auf Biegen und Brechen. Als Grossrat sorgte er dafür, dass der Chef der Aargauer Kantonalbank nur noch doppelt so viel wie ein Regierungsrat kassiert. Auch bei Leuten in den eigenen Reihen kannte er keine Gnade: Mit Parteifreunden drängte er SVP-Nationalrat Lieni Füglistaller aus dem Amt.

## Verärgerung und Kopfschütteln

Im Sommer vor zwei Jahren stürzte die Aargauer Volkspartei selbst in eine Krise. Nach einem monatelangen Gezerre und Rücktrittsforderungen aus der eigenen Partei nahm Regierungsrätin Franziska Roth den Hut. Für ihre Nachfolge nominierte die SVP Fraktionschef Gallati.

In einem Kopf-an-Kopf-Rennen setzte er sich im November 2019 gegen seine SP-Kontrahentin Yvonne Feri durch und wurde neuer Gesundheitsdirektor. Im Wahlkampf gab sich Gallati betont moderat, in Gesprächen mit SVP-Leuten erklärte er aber, er spiele jetzt den Teddybären, bis die Ausmarchung vorbei sei. Dann drehe er wieder auf.

Tatsächlich erfüllte der neue Magistrat die Erwartungen anfangs voll und ganz: Gallati ging auf Distanz zu SP-Gesundheitsminister Alain Berset und seiner Entourage. Er wehrte sich gegen eine Maskenpflicht in den Läden und beugte sich erst, als es der Bundesrat befahl. Der Jurist weigerte sich noch Anfang Dezember, von einer Notsituation zu sprechen.

Doch dann passierte etwas Sonderbares: Auf seinen Vorschlag hin beschloss der Regierungsrat am 18. Dezember, alle Einkaufsläden im Kanton für einen Monat zu schliessen. Seither wirkt er wie verwandelt, überrascht Freund und Feind. Berset lobt ihn öffentlich für die

Zusammenarbeit. Wenn die SVP in Bern gegen den Bundesrat wegen seiner Corona-Politik schiesst, rüffelt er seine Parteikollegen auf der Stelle mit harschen Worten.

Dieser Tage setzte Gallati noch einen drauf. Während seine Partei wegen des Impfsertifikats gegen das Covid-19-Gesetz mobilmacht, setzt er sich dafür ein, dass Leute, die sich nicht impfen lassen, von gewissen Angeboten aus-



«Es fehlt der SVP an kompetenten Leuten»: Gesundheitspolitiker Gallati.

geschlossen werden. Diese Leute würden ja freiwillig auf ihre Privilegien verzichten, sagt er.

Was ist passiert? Im Gespräch wiegelt Gallati ab. Er hat null Verständnis für Leute in der SVP, die mit Verärgerung und Kopfschütteln reagieren, dass er exakt auf der Linie von Berset und dem Bundesamt für Gesundheit politisiert. «Ich bin kein Parteisoldat und handle nach meiner Überzeugung.» Was Parteikollegen ohne überzeugende Argumente meinten, sei ihm egal. Überhaupt: Seine Partei habe – wie die anderen Parteien – in der Gesundheitspolitik und bei der Pandemiebekämpfung gar keinen Kurs. «Es fehlt uns an Leuten, die sich bei diesem Thema auskennen, kompetent sind.»

Ein Beispiel: «Warum hat niemand von den Bundeshausparlamentariern den Antrag gestellt, dass das Covid-Zertifikat auf das Ausland beschränkt werden soll?» Es sei unglaubwürdig, jetzt das Referendum gegen die Vorlage zu unterstützen, wenn die Fraktion bei der Ausarbeitung untätig gewesen sei. «Für mich ist klar: Ich werde das Gesetz im Abstimmungskampf befürworten, unabhängig von der Parole der SVP.»

## Ausweg aus der Krise

Zu seiner heutigen Positionierung beigetragen hat ein Ereignis, das er miterlebte. «Unsere Plätze auf den Intensivstationen im Kantonsspital Baden waren im Dezember vollständig besetzt, und das trotz Hunderten von verschobenen operativen Eingriffen. Ein 25-jähriger Mann, der eine Beatmung nötig hatte, musste fünf Stunden warten, bis wir ihn nach Genf verlegen konnten.»

So weit dürfe es nicht mehr kommen. Es müssten vorher Massnahmen ergriffen werden. Wie fast alle Verantwortlichen im Gesundheitswesen sieht er nur einen Ausweg aus der Krise: die Impfung. Als Beweis zeigt er eine Folie, die Berset bei einem Treffen der kantonalen Gesundheitsdirektoren präsentierte. Sie zeigt, dass sich auf den Intensivstationen schweizweit fast nur ungeimpfte Patienten befinden.

Das Beispiel von Gallati illustriert, wie die Pandemie die Politik verändert. Gerade wer in der Verantwortung steht, überlegt sich verständlicherweise gut, welche Risiken er eingehen will. Trotzdem erstaunt der Kurs des SVP-Politikers. Der Aargau ist bezogen auf die Einwohnerzahl der viertgrösste Kanton der Schweiz. Sein Handlungsspielraum und Einfluss ist entsprechend gross.

Dass sich ein – ehemaliger – Hardliner wie Gallati beispielsweise offensichtlich nicht dafür einsetzte, dass Reiserückkehrer aus dem Ausland getestet wurden, lässt Fragen offen.

Nur Berset hinterherzulaufen, dürfte vielen in seiner Partei über kurz oder lang nicht genügen.



# Strafjustiz im Lotteriemodus

Nach acht Jahren verurteilt das Zürcher Obergericht einen Ex-Polizisten in der «Chilli's»-Affäre wegen Bagatellen. Die Strafe deckt «zufällig» die U-Haft.

Alex Baur

Ältere Semester mögen sich vielleicht noch erinnern: Im Oktober 2013 sorgte eine Massenverhaftung bei der Zürcher Sittenpolizei für fette Schlagzeilen. Elf Polizisten wurden beschuldigt, einen veritablen Korruptionsring gebildet zu haben. Danach wurde es schnell ruhig. Ein Verfahren nach dem anderen wurde eingestellt, in zwei Fällen wurden wegen Bagatellverfehlungen – Zufallsfunde, die nichts mit dem Anfangsverdacht zu tun hatten – symbolische Strafen verhängt.

Acht Jahre später stand nun auch noch der letzte Polizist vor dem Zürcher Obergericht. Es geht auch hier um Zufallsfunde, die im Zuge der ausufernden Ermittlungen mit Wanzen, Telefonkontrollen und Beschattungen aufgetaucht waren – kleine Regelwidrigkeiten im Toleranzbereich, wie sie sich im Alltag eines zivilen Milieuermittlers, der täglich mit der Halbwelt auf Tuchfühlung geht, fast zwangsläufig ergeben. Mal erzählte er einer alten Bekannten etwas mehr als womöglich erlaubt, mal drückte er ein Auge zu.

## Rabatt für ein Geständnis

Das Besondere am Fall des 47-Jährigen, den man im Korps unter dem Übernamen «Angus» kannte: Er sass als vermeintlicher Drahtzieher ein halbes Jahr lang in Untersuchungshaft. Angus verkehrte (notabene schon bevor er zur Sitte stiess) auch privat in der Latino-Szene und pflegte zu einigen Milieudamen Freundschaften. Strafbar ist das nicht, aber es gab Konfliktpotenzial. Auf der Suche nach irgendetwas, was die U-Haft rechtfertigen könnte, weitete Staatsanwalt Manfred Hausherr die Ermittlungen aus. Je länger er suchte, desto grösser der Erfolgswang. Am Ende füllten 91 Vorwürfe 76 Bundesordner.

2017 offerierte der Staatsanwalt Angus einen Rabatt von 91 auf 63 Vorwürfen für ein Geständnis. Dieser ging nicht darauf ein. Was folgte, gemahnt eher an einen orientalischen Basar denn an einen Prozess: Die Staatsanwaltschaft reduzierte ihr Angebot vorweg auf 30 und dann auf 15 Vorwürfe, wenn sich der Fall per Strafbefehl unter den Tisch kehren liess – plus 160 000 Fran-

ken als Abfindung für Angus. Doch der Mann war eben nicht käuflich. Er wollte einen Freispruch.

Der Basar mutierte damit zu einer Art Lotterie. Die Staatsanwaltschaft klagte 30 Dossiers an und erreichte im Mai 2020 vor Bezirksgericht Zürich eine Verurteilung in 18 Fällen, bei einem «sehr leichten bis leichten» Verschulden. Beide Parteien gingen in die Berufung. Das Obergericht hat die Karten nun neu gemischt: Ein paar Schuldsprüche wurden bestätigt, andere kamen neu hinzu, über die Hälfte wurde gestrichen. Fazit: Amtsgeheimnisverletzung oder Begünstigung in nunmehr 9 Fällen.

Es sind komplizierte Geschichten, die Hausherr in jahrelanger Kleinarbeit aus einem gigantischen Haufen von Abhörprotokollen (sogar Angus' Schlafzimmer wurde verwanzt) und Chats zwischen Bettgestöhn und Alltagskram herausgefiltert und neu zusammengekleistert hat. Nichts ist eindeutig, alles auslegungsbedürftig. Nach all den Jahren weiss eh keiner mehr, was er damals wo getan, wann gesagt und vor allem wie gemeint hat.



Unbestritten ist, dass Angus seinem pensionierten Ex-Chef, welcher ihn in der U-Haft besuchte, von seinen früheren Ermittlungen erzählte. Doch ist es wirklich das, was der Gesetzgeber mit «Amtsgeheimnisverletzung» meinte? Dann gab es Fälle von Prostituierten, die an sich legal arbeiteten, sich aber nicht an den Strichplan hielten. Effektiv hat Angus nicht jede dunkelhäutige Frau in Handschellen abgeführt, die leicht bekleidet an der falschen Strassenecke stand. Denn gemäss geltender Praxis ist eine Prostituierte erst überführt, wenn sie bei der Geldforderung erwischt wird. Doch in diesem Fall gaben sich die Oberrichter unerbittlich. Praxis hin oder her, Gesetz ist Gesetz.

## Live-Rundumüberwachung

Schliesslich fand das Obergericht noch einen Fall, der bis anhin weitgehend unbemerkt geblieben war und den man nun ins Zentrum rückte: Eine mit ihm befreundete brasilianische Prostituierte hatte Angus erzählt, dass sie von ihrem Lebenspartner geschlagen worden sei. Erfolglos hatte er versucht, die Frau zu einer Strafanzeige zu überreden. Da sie sich weigerte, verwies Angus sie an eine feministische Beratungsstelle. Doch das reichte nach Meinung der Richter nicht: Er hätte die Ermittlungen auch gegen den ausdrücklichen Willen der Frau aufnehmen müssen.

Bleibe noch anzumerken, dass Staatsanwalt Hausherr und seine Spitzel dank Rundumüberwachung alles live mitverfolgten. Auch sie unternahmen nichts, um der Frau gegen ihren Willen zu helfen. Konsequenterweise hätte sich der Staatsanwalt selber mit anklagen müssen. Doch Hausherr beschränkte sich darauf, den Gerichten den Stoff zu liefern, mit dem man eine bedingte Strafe rechtfertigen konnte. Und diese Strafe entspricht nun fast auf den Tag genau der zu Unrecht verbüsst Untersuchungshaft. Diese Übereinstimmung sei reiner Zufall, versicherte der Gerichtspräsident. Aber gewiss doch. Was interessiert uns schon die zerstörte Existenz eines Polizisten, solange wir nicht selber in seiner Haut stecken.

# «Die Sicherheit unserer Mädchen geht vor»

Frauenrechtlerin Leyla Bilge ist Muslima und AfD-Mitglied. Asylanträge von Afghanen seien abzulehnen, fordert sie.

Peter Rothenbühler

**L**eyla Bilge, 40, AfD-Kandidatin bei der Bundestagswahl, ist eine Reizfigur. Einmal wurde sie als «Frau des Jahres» gefeiert, dann wieder als Aktivistin beschimpft, die Rassismus unter dem Deckmantel des Feminismus betreibt. Sie organisierte 2018 zwei Frauenmärsche gegen Ehrenmorde, Zwangsheirat, Klitorisbeschneidung und Vergewaltigung – und weiss, wovon sie spricht.

Als Kind eines kurdischen Ehepaars, das in Deutschland politisches Asyl bekommen hatte, erlebte sie, wie Menschen aus mittelalterlichen Strukturen in ein hochentwickeltes Land kommen und hier ihre frauenverachtenden Bräuche weiterführen. Sie wurde mit sechzehn zwangsverheiratet, bekam ein Kind, verliess den Mann nach anderthalb Jahren und überlebte, weil die Familie zu ihr stand – im Gegensatz zu ihrer Cousine, die 2012 von ihrem Mann umgebracht wurde, weil sie ihn verlassen wollte.

Sie ist empört über die Frauenbewegungen, die sich tagelang über Belästigungen von Filmsternchen aufregen können, aber bei den grausamen, unmenschlichen Praktiken gewisser Einwanderer einfach wegschauen und nie für die jesidischen Frauen und Mädchen, die vom Islamischen Staat (IS) als Sexsklavinnen verkauft wurden, auf die Strasse gingen.

Als erfolgreiche, gutverdienende Finanzfachfrau fuhr Bilge 2014 in den Irak, in das Autonome Gebiet Kurdistan, um den jesidischen Frauen unter Lebensgefahr zu helfen. Sie gründete das Hilfswerk «Leyla e.V.» und brachte mehrmals Hilfsgüter zu den Mädchen und Frauen.

Heute arbeitet Bilge als wissenschaftliche Mitarbeiterin des Bundestagsmitglieds Martin Reichardt und ist Beraterin des migrationspolitischen Sprechers Volker Nothig im brandenburgischen Landtag, dem sie als Vorsitzende des Ausschusses für Grundsicherung und Arbeit angehört. Sie schreibt Anträge zu allem, was Familie, Frauen und Kinder betrifft, und wird bald entweder gewählt oder in einem Jahr als erste Ersatzfrau nachrutschen, wenn Fraktionschef Alexander Gauland, 80, in Rente geht.

Berlin

Bilge lebt in einer Wohnung, die ihr der Bundestag beschaffen musste. Vorher bekam sie nur abschlägige Bescheide, sobald auf dem Anmeldeformular zu lesen war, dass sie für die AfD im Bundestag arbeitet. Bilge ist in einer religiös gemischten Familie von Christen und Muslimen aufgewachsen und hat sich zum Christentum bekannt.

**Weltwoche:** Frau Bilge, Sie setzen sich seit Jahren für Opfer des Islamischen Staates ein. Wie kommt es, dass Sie sich der AfD angeschlossen haben, einer Partei, die als fremdenfeindlich verschrien ist?

**Leyla Bilge:** Es war die einzige Partei, die mich angerufen und gebeten hat, einen Vortrag über meine Tätigkeit für die Mädchen und Frauen, die in Syrien vom Islamischen Staat verfolgt wurden, zu halten. Ich wollte ja der CDU beitreten, habe die angeschrieben und ihnen angeboten, zum Thema Integration von Ausländern einen Vortrag zu halten. Ich wurde eingeladen, aber der Titel der Veranstaltung war skurril: «Ausländerbehörde umbenennen in Willkommensbehörde». Ich dachte: Die haben einen Dachschaten.

**Weltwoche:** Warum?

**Bilge:** Ich kam gerade aus dem Krieg und sah, dass da im Saal viele Frauen mit Kopftuch und eine grössere Anzahl Vollverschleierte sass. Bei den Christdemokraten! Gut, man kann ja auch über den Religionen stehen, das finde ich super. Aber ich habe Fragen gestellt, die bei den verschleierten Damen schlecht angekommen sind. Ich sagte: «Wisst ihr denn nicht, was gerade in der Welt los ist, dass da in Syrien und im Irak vom Islamischen Staat im Namen Allahs Frauen geschändet, als Sexsklavinnen verkauft werden? Wie könnt ihr das mit ihrer Religion vereinbaren?» Da kam natürlich sofort der deutsche Veranstalter und sagte: «Das gehört nicht hierher, das können wir in einer privaten Runde besprechen.» Ich sagte: «Wir sitzen doch hier in einer privaten Runde. Es sind ja nur geladene Gäste da.» Er sagte: «Ja, aber wir haben eine grosse muslimische Community, und Sie treten denen auf die Füsse.» Ich sagte:



«Die echten Opfer werden

«Ich trete niemandem auf die Füsse, ich verrete hier einfach nur die Wahrheit. Ich möchte meine Fragen beantwortet haben. Ich gehöre ja auch zu der Community, aber im Gegensatz zu ihnen war ich da unten in Syrien und habe die geschändeten Frauen gesehen. Ich möchte gerne von der muslimischen Community, die hier ein verwöhntes Leben führt, wissen, was sie dazu zu sagen hat.» Ich kriegte keine Antwort. Die CDU ist so für mich nicht wählbar.

**Weltwoche:** Also gingen Sie zur AfD?

**Bilge:** Die hatten mich kontaktiert, ich rief sie an und fragte, unter welchen Bedingungen

*«Es werden Bilder mit Frauen und Kindern gezeigt. In den Flugzeugen sieht man aber nur junge Männer.»*

ich bei ihnen auftreten könne. Antwort: «Keine Bedingungen!» Das hat mich überrascht, denn die holten ja da eine wildfremde Person auf die Bühne und wussten nicht, wovon die reden würde. Das Vertrauen war gross. Bei meinem ersten Vortrag war der Saal rappelvoll.

**Weltwoche:** Hatten Sie nicht den Verdacht, dass die AfD Sie, die kurdischstämmige Frau, als Feigenblatt, als Alibi-Ausländerin instrumentalisiert, um zu zeigen, wie nett die Partei mit den Ausländern ist?

**Bilge:** Nein, nie. Ich habe von ihnen profitiert, weil sie mir eine Plattform geboten haben, die ich so nirgends erhalten hätte.



*im Stich gelassen*»: Politikerin Bilge.

**Weltwoche:** Haben Sie nie versucht, bei einer linken Partei anzudocken, die die Menschenrechte und den Feminismus im Programm hat?

**Bilge:** Die Linken waren in Syrien nie vor Ort. Und hier weigern sie sich, über den radikalen Islam offen zu reden und darüber, dass wir das Problem hier vor Ort haben, mit den unterdrückten Frauen, den Zwangsheiraten, der Verstümmelung der Geschlechtsorgane und so weiter. Das interessiert die Linken nicht. Sie verstümmeln lieber die Sprache mit Sternchen, im Namen des Feminismus. Aber die echte Not der eingewanderten jungen islamischen Mädchen kümmert sie nicht – aus Angst, gleich der Islamophobie bezichtigt zu werden. Sie sagen dann immer: «Wir gehen hier friedlich miteinander um.» Aber das stimmt überhaupt nicht, fast täglich gibt's Verbrechen, die einen religiösen Hintergrund haben, an Frauen.

**Weltwoche:** Bei der AfD sind auch extreme Nationalisten dabei. Hat Sie das nie irritiert?

**Bilge:** Ich wurde nie damit konfrontiert. Die Menschenrechte sind ein grosses Thema bei der AfD. Wir sagen ja zu Hilfe, aber Hilfe zur Selbsthilfe vor Ort. Wir sind gegen diese Willkommenskultur, die Menschen entwurzelt. Wir können nicht ein ganzes Volk hier aufnehmen, nur weil in einer Gegend, wo dieses Volk lebt, Krieg ist. Wir dürfen nicht Menschen hier aufnehmen, die man dort lassen und unterstützen kann. Mit weniger Geld kann man dort viel mehr Menschen helfen. Das ist doch der Witz mit den Jesiden, die wir auf-

nehmen wollten. Wer ist gekommen? Radikale muslimische Fanatiker, jene Leute, die die Jesiden verraten und vergewaltigt haben. Die Jesiden sind dortgeblieben, in miserablen Zeltlagern. Hätte man gesagt, wir nehmen nur Jesiden, Christen und geschändete Frauen auf, hätte man das kontrollieren können. Aber nein, man hat einfach jeden aus Syrien und dem Irak aufgenommen. Wir sollten dort die Dörfer entminen und sicher machen, damit die Menschen zurückkehren können.

**Weltwoche:** Sind Sie denn grundsätzlich gegen die Aufnahme von Flüchtlingen?

**Bilge:** Nein, überhaupt nicht. Nehmen Sie mich als Beispiel. Meine Familie hat einen Asylantrag gestellt und ein politisches Visum erhalten. Menschen, die wirklich fliehen, integrieren sich auch, lernen schnell die deutsche Sprache, packen an, tragen zur Gesellschaft bei. Und müssen abgestraft werden, wenn sie kriminell werden. Keine Partei redet so klar und scharf zu der Thematik wie die AfD. Da kann man nicht sagen: «Wir machen jetzt mal einen Stuhlkreis.» Das funktioniert nicht. Wenn's um Ehrenmorde geht, um Zwangsbeschneidungen, Zwangsheiraten, dann müssen wir «Stopp!» sagen. Aber für die anderen Parteien ist das alles kein Problem. Aber wehe, wenn ein Araber, ein Afghane, ein Eritreer, ein Kurde über die Strasse läuft und ein Deutscher «Kanake» ruft, dann wird das ein Skandal, dann wird wochenlang darüber debattiert, dann wird gegen den «Rechtskurs»

mobilisiert. Und wenn ich sage, dass man diese misshandelten Mädchen aus den Familien rausholen sollte, wird das als rassistisch und rechtsextrem verurteilt. Das ist schizophren.

**Weltwoche:** Jetzt stehen wieder Tausende flüchtender Afghanen, vorwiegend junge Männer, vor der Tür. Warum sollen wir diese Gegner der Taliban nicht aufnehmen?

**Bilge:** Laut Bundeskriminalamt werden in Deutschland jeden Tag zwei Frauen von mehreren Männern vergewaltigt. Es sind oftmals jene Männer, die bei uns seit 2015 Schutz suchten: Afghanen, Syrer und Iraker. Männer, die angeblich vor Gewalt und Misshandlung geflohen sind. Das Szenario heute ist dasselbe wie 2015. Es werden wieder Bilder mit weinenden Frauen und Kindern gezeigt. In den Flugzeugen sieht man aber nur junge Männer. Die echten Opfer der Taliban-Herrschaft werden im Stich gelassen: Frauen, Kinder und alte Menschen. Die jungen Männer kommen mit ihrer mittelalterlichen Mentalität zu uns. Vor drei Wochen wurde hier eine junge afghanische Mutter von zwei Brüdern brutal ermordet, in einen Koffer gepackt und vergraben, weil sie frei sein wollte, weil sie westlich leben wollte. Die Berliner Senatorin für Integration von der Linkspartei wollte diesen Ehrenmord als Femizid dargestellt haben, musste aber unter Druck zurückrudern. Sie erklärte dann: «Ich weiss nicht, wie wir solche Männer integrieren können.» Und genau diese Männer will man jetzt tausendfach nach Deutschland holen, Männer, die unsere Regierung nicht zu integrieren weiss. Kein einziger Asylantrag eines Afghanen darf bewilligt werden, die Sicherheit unseres Volkes, unserer Frauen und Mädchen geht vor.

**Weltwoche:** Es gibt doch Gesetze gegen frauenfeindliches Verhalten. >>>

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit [www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch) die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.workerjobs.ch](http://www.workerjobs.ch)

**worker jobs.ch**

**Bilge:** Ja, es darf in Deutschland keine Verstümmelung geben, es darf keine Polygamie geben, alles verboten. Aber es gibt sie doch, man umgeht das Grundgesetz. Wie kommt es denn, dass ein Syrer hier vier Frauen mit 28 Kindern hat und für jedes Kind Kindergeld kriegt?

**Weltwoche:** Sind diese Fälle zahlreich, auch die Zwangsheiraten?

**Bilge:** Ja, natürlich.

**Weltwoche:** Und es geschieht nichts?

**Bilge:** Wissen Sie, warum die Diskussion über die Kinderehen aufgekommen ist? Durch unsere Anfrage, wie viele Kinderehen seit 2015, seit der Öffnung der Grenzen, geschlossen wurden. Wie alt sind sie, wie viele davon sind unter vierzehn, wie viele sind unter achtzehn? Das wäre nie ein Thema geworden, wenn es nicht von der AfD angesprochen worden wäre. Wir stellen ja ständig Anfragen, wieso diese Kinder nicht vom Sozialamt aus solchen Verhältnissen geholt werden. Denn diese Ehen sind unter verschiedenen Titeln kriminell: Pädophilie, sexueller Missbrauch von Kindern, illegale Eheschliessung. Es gehört angezeigt und verurteilt. Aber nein, der Staat registriert die Kinderbräute, deren Zwangsehen im Ausland nach Scharia-Recht geschlossen wurden, und zwar 500 Bräute unter vierzehn allein im Jahr 2015. Die kamen mit ihren Ehemännern nach Deutschland und wurden hier als verheiratet registriert: acht-, zehn-, zwölfjährige Mädchen.

**Weltwoche:** Mit welcher Begründung denn?

**Bilge:** Es hiess, man würde diesen Mädchen schaden, wenn man sie aus ihren Ehen holte.

Man habe sich mit ihnen unterhalten, und sie hätten bestätigt, dass sie beim Ehepartner bleiben wollten. Das ist ja klar: Ein neunjähriges Mädchen, für das die einzige Bezugsperson der Ehemann ist, kommt in ein Land mit anderen Gesetzen, Strukturen, es beherrscht die Sprache nicht und hat natürlich Angst. Natürlich will es bei seinem Mann bleiben. Aber wenn man diesem Mädchen erklären würde, dass es ein freies Leben haben, zur Schule gehen und sich bilden könne, ein eigenes Zimmer kriegen, sich schminken dürfe, anziehen, was es wolle, und

*«Man hilft den Patriarchen, indem man bei der leisesten Kritik die Rassismuskeule schwingt.»*

nie mehr gegen seinen Willen verheiratet werde oder sexuellen Missbrauch über sich ergehen lassen müsse, wenn man ein solches Gespräch mit ihm führen würde, dann würde es sicher sagen: «Holt mich sofort hier raus!»

**Weltwoche:** Man schaut einfach zu.

**Bilge:** Man sieht nicht nur zu, man fördert diese Ehen sogar. Das ist krank. Man hilft den Patriarchen, indem man bei der leisesten Kritik die Rassismuskeule schwingt. Dazu kommt, dass diese jungen Frauen so noch mehr unter Druck kommen. Die Männer fühlen sich darin bestärkt, ihre Frauen noch mehr zu kontrollieren als in ihrer Heimat, wo es wenigstens unter den Frauen ein gewisses Vertrauen gegeben hat. Man ging gemeinsam auf den Markt.

**Weltwoche:** Wenigstens dürfen sie hier zur Schule gehen.

**Bilge:** Ja, müssen sie, es besteht Schulpflicht. Da fühlen sie sich natürlich nicht wohl, weil sie gezwungen werden, die traditionelle Kleidung zu tragen, sie schämen sich, werden gemobbt, sind in sich gekehrt und werden niemals selbstbewusst, autonom und ambitiös, einfach weil man nicht auffallen möchte. Das ganz normale Leben ist in diesen afghanischen, pakistanischen, arabischen Familien nicht zugelassen.

**Weltwoche:** Sie werden ja als AfD-Politikerin auch dauernd angegriffen, als Rassistin verschrien. Ist da ein normales Leben möglich?

**Bilge:** Es ist klar, dass alle Politiker der AfD, die sich in der Öffentlichkeit zeigen, von der linken Szene dauernd beschimpft werden. Ich habe ja diesen Frauenmarsch in Berlin organisiert, zum Protest gegen diese Belästigungen, Vergewaltigungen und Ermordungen von Frauen jeden Alters, hier in diesem Land, zum Beispiel in Köln, durch Flüchtlinge. Ich denunzierte die Tatsache, dass wir Männer, die schon in ihrer Heimat Mädchen vergewaltigt haben, hierherholen, damit sie hier weitermachen können. Beim Frauenmarsch haben die Grünen und die Linken und die Feministinnen zu Gegendemos und Krawall aufgerufen.

**Weltwoche:** Fühlen Sie sich in Sicherheit?

**Bilge:** Ja, ich habe eine Partei hinter mir, Menschen, die mir das Gefühl geben, mich zu verstehen. Die Partei hat für mich ein Tor geöffnet, ohne Hintergedanken. Ich kann meine Themen einbringen.

## Die Wahrheit über den kleinen Alan Kurdi

Zufällig erfuhr Leyla Bilge die wahre Geschichte des kleinen Alan Kurdi, dieses dreijährigen syrischen Buben mit dem roten T-Shirt, der am 2. September 2015 am Strand von Bodrum angeschwemmt wurde, nachdem ein Flüchtlingsschiff gekentert war. Sein Bild ist um die Welt gegangen. Er gilt als Symbol für die Familien, die dem Krieg in Syrien durch Flucht zu entkommen versuchten und dabei starben.

Die Wahrheit ist eine andere: Die Familie des kleinen Alan war schon 2010, lange vor dem Krieg, in die Türkei ausgewandert. Dort lebte sie in einer Wohnung, der Vater arbeitete in einer Hähnchenfabrik. Er wollte nach Kanada auswandern, wo er Verwandte hatte, und beantragte Asyl, was abgelehnt wurde. Dann begab er sich mit Frau und Kindern auf den Weg nach Deutschland und wählte dafür die günstigere Route über das Meer. Das Schiff kenterte, seine ganze Familie starb, ausser er selbst.



*Symbolbild: Alan Kurdi (2012–2015).*

Dass er sich in den Medien als Flüchtling aus dem Kriegsgebiet ausgegeben hat, ist eine Lüge, auf die Bilge zufällig gestossen ist: Sie erhielt von der Amtsleiterin des Jugendamts Passau einen Anruf mit der Mitteilung, dass sich dort ein Fünfzehnjähriger befinde, der behaupte, er sei mit ihr verwandt. Sie nahm ihn, weil er sich so gut mit ihrem gleichaltrigen Sohn verstand, bei sich auf. Es stellte sich heraus, dass er der Cousin von Alan Kurdi war.

Bilge gab ihm Sprachunterricht und schickte ihn mit ihrem Sohn zur Schule – bis sie zufällig erfuhr, dass dieser Knabe in Deutschland Familie hat und bereits etwa zwanzig ist. Sie konfrontierte ihn damit, er gestand alles, erzählte auch die wahre Geschichte von Alans Vater und dass er selbst nie in Syrien im Krieg gewesen sei, sondern auch in der Hähnchenfabrik gearbeitet hatte.

Warum er sie angelogen habe, sie, die ihm Schutz, Haus und Familie angeboten habe, fragte Bilge. «Alle lügen doch!», sagte er, «es wird uns gesagt, was wir sagen müssen, um gut wegzukommen in Deutschland.»

Dieser Mann hatte Bilge gezielt ausgewählt, weil sie in den Flüchtlingslagern ihre Karte hinterlassen hatte. Sie hat ihn dann rausgeschmissen und nie mehr gesehen. Heute heisst ein unter deutscher Flagge fahrendes Schiff der Organisation Sea-Eye zur Seenotrettung «Alan Kurdi».

*Peter Rothenbühler*

# Milliardendeal in den Medien

Ringier und TX Group fusionieren ihre kommerziellen Aktivitäten und bauen den grössten Deal der Schweizer Mediengeschichte. Es geht um sechs Milliarden Franken.

Kurt W. Zimmermann

**D**as Communiqué am Dienstag dieser Woche tönte eher bieder: «TX Group, Ringier, die Mobiliar und General Atlantic gründen Joint Venture im Bereich der digitalen Marktplätze.»

Schön und gut, denkt man sich.

Das Communiqué publizierten zugleich die zwei grössten Verlagshäuser des Landes. Es erschien bei Ringier, wo man als unrentable Nebenbeschäftigung Blätter wie *Blick* und *Schweizer Illustrierte* herausgibt. Und es erschien bei der TX Group, der früheren Tamedia, wo man als unrentable Nebenbeschäftigung Blätter wie den *Tages-Anzeiger* und *20 Minuten* verlegt.

## Es bleibt keine Wahl

Als Hauptbeschäftigung produziert man hier hohe Rentabilität im lukrativem Online-Handel. Das Communiqué mit der biedereren Tonlage war darum kein biederer Signal zum Zustand der Schweizer Medienindustrie. Es war stattdessen ein Signal zur Explosion des grossen Geldes.

Die zwei Verlagshäuser haben ein gemeinsames Unternehmen gegründet, das heute schon drei Milliarden Franken wert ist. In ein paar Jahren werden es sechs Milliarden sein. Dann werden Ringier und TX Group so gewaltig Kasse machen, wie noch nie jemand Kasse machte in unserer Medienbranche.

Schön und gut, denkt nun keiner mehr.

Die Geschäftsidee des Joint Ventures muss man Schritt für Schritt erklären, am besten aus der Froschperspektive des Konsumenten. Wer heute ein Appartement oder ein Einfamilienhaus sucht, geht online auf Homegate.ch oder auf Immoscout24.ch. Wer ein Auto kauft, geht auf Carforyou.ch oder auf Autoscout24.ch. Wer Alltagsgüter wie eine Bohrmaschine oder eine Bettdecke braucht, geht auf Ricardo.ch oder auf Anibis.ch.

Der Konsument konnte sich bisher entscheiden zwischen zwei Marktleadern im Online-Handel bei Immobilien, Autos und Alltagsgütern. Er kaufte bei TX Group ein, etwa bei Homegate und Ricardo. Oder er kaufte bei Ringier ein, etwa bei der Scout-Gruppe oder Anibis. Diese Wahl hat er nun nicht mehr. Die beiden

Medienhäuser verschmelzen nun ihre kommerziellen Marktplätze im gleichen, digitalen Topf.

Achtzehn Monate lang hatten Ringier-CEO Marc Walder und TX-Group-Präsident Pietro Supino verhandelt, bis die Sache stand. Sie gründen nun ein gemeinsames, gewaltiges Handelsunternehmen für alle täglichen Bedürfnisse von Spielzimmern bis Sportwagen. Vergleichbar an Grösse ist allenfalls die Migros-Tochter Digitec/Galaxus, die allerdings keine Immobilien und keine Autos anbietet.

Neben Ringier und TX Group sind zwei weitere Partner an Bord, die Mobiliar-Versicherung aus Bern und der Finanzinvestor General Atlantic aus New York. Ringier, TX Group und Mobiliar halten je rund 30 Prozent. Interessant aber ist vor allem der amerikanische Partner, der 10 Prozent übernimmt. Denn bei ihm wird die enorme finanzielle Dimension des Deals offenkundig.

Die Mobiliar, dies zuerst, war bisher schon mit einem Viertel am Aktienkapital von Ringier beteiligt. Es ist klar, warum. Wenn Ringier Immobilien und Autos vermittelt, braucht es jeweils Haushalt- und Autoversicherungen. Darum bleibt der Ringier-Minderheitsaktionär Mobiliar auch im neuen Konstrukt an Bord.

Aber warum steigt, mit 10 Prozent Anteil, eine amerikanische Private-Equity-Firma wie General Atlantic beim Joint Venture von Ringier und TX Group ein? General Atlantic ist ein klassischer Finanzinvestor, der sein Geld mit dem Kauf und

Wiederverkauf von Firmenanteilen macht. In der Vergangenheit investierte er beispielsweise bei Start-ups wie Airbnb, Uber und Parship. Nach ein paar Jahren stösst ein Finanzinvestor seine Beteiligung wieder ab, meist dann, wenn sich deren Wert ungefähr verdoppelt hat.

## Ziel: Gewinn verdoppeln

An General Atlantic können wir darum auf den Franken genau berechnen, wie viel das neue Fusionsprojekt von Ringier und TX Group wert ist. General Atlantic übernahm davon 10 Prozent und zahlte für diese 10 Prozent an die bisherigen Besitzer 300 Millionen Franken als Einstiegspreis. Rechnet man 300 Millionen für 10 Prozent, das ergibt für die 100 Prozent der gesamten Firma 3 Milliarden Franken an aktuellem Wert.

Dabei wird es allerdings nicht bleiben. Ziel ist es, den Unternehmenswert in den nächsten drei bis vier Jahren zu verdoppeln. Das scheint realistisch, weil sich die digitalen Marktplätze weiterhin rasant entwickeln werden.

Rund ums Jahr 2025 ist dann der Börsengang der neugegründeten Online-Handelsfirma geplant. Hier werden die Finanzprofis von General Atlantic aus Manhattan erneut eine zentrale Rolle spielen. Die wissen aus vielfacher Erfahrung, wie man einen Börsengang möglichst profitabel inszeniert.

Stimmt der Businessplan, wird das Unternehmen dann zumal sechs Milliarden Franken an Wert aufweisen. Es wird bei weitem der grösste IPO (Börsengang) der Schweizer Mediengeschichte sein.

Wenn die sechs Milliarden an Börsenwert eintreffen, was plausibel ist, dann ergibt sich aufgrund der jetzigen Beteiligungsverhältnisse ein einfacher Verteilschlüssel: TX Group, Ringier und die Mobiliar ernten dann jeweils rund 1,8 Milliarden Franken. Der Equity-Investor von General Atlantic geht mit 600 Millionen davon.

Wenn man ironisch sein wollte, würde man nun über die «Medienkrise» schreiben. Die Krise der zwei grössten Schweizer Medienunternehmen besteht eher darin, dass sie bald nicht mehr wissen, wohin mit dem vielen Geld.



# Politik gegen den Rechtsstaat

Die Corona-Massnahmen haben für die meisten einen zu hohen Preis. Sie verletzen die Grundrechte und verringern die Lebensqualität.

Michael Esfeld

Bis zum Jahr 2019 war Stand der Wissenschaft, Pandemien rein medizinisch zu bekämpfen: durch bestmögliche Behandlung der Kranken, Schutz der gefährdeten Personen und allgemeine Hygieneempfehlungen. So wurden die Asiatische Grippe Mitte der 1950er Jahre und die Hongkong-Grippe Ende der 1960er Jahre gemeistert. Die Corona-Pandemie ist nicht gefährlicher als diese früheren Pandemien. Sie zeichnet sich sogar dadurch aus, dass das Risiko von schweren Erkrankungen und Todesfällen auf ältere Personen mit geschwächtem Immunsystem konzentriert ist; ein fokussierter Schutz der gefährdeten Personen ist daher möglich. Für die Allgemeinbevölkerung liegt das Risiko, einen schweren Schaden zu erleiden oder zu Tode zu kommen, im Rahmen der alltäglich akzeptierten Risiken, wie zum Beispiel beim Autofahren, Bergwandern oder bei der saisonalen Grippe.

Dennoch fand im Frühjahr 2020 ein Strategiewechsel statt, hin zu einer politischen Bekämpfung der Corona-Pandemie mit Zwangsmassnahmen für die gesamte Gesellschaft. Dieser Strategiewechsel wurde von einzelnen Wissenschaftlern angetrieben und von Medien und Politikern dann so dargestellt, als ob er Stand der Wissenschaft und alternativlos wäre. Inzwischen wissen wir jedoch, dass dieser Strategiewechsel gescheitert ist: Zahlreiche Studien haben herausgefunden, dass keine Korrelation besteht zwischen den sogenannten Corona-Schutzmassnahmen mit Lockdowns bis hin zu Schul- und Geschäftsschliessungen und der Anzahl der schweren Krankheitsverläufe und Todesfälle in der Bevölkerung. Wie auch immer man die Gefahr der Überlastung von Spitälern einschätzen mag, man kann an dieser Situation nichts ändern, indem man die gesamte Bevölkerung drangsaliert

## Gigantische Verschwendung

Der Vergleich zwischen verschiedenen Ländern in Europa sowie Gliedstaaten in den USA untereinander zeigt, dass man die Spital- und Todesfälle nicht verhindern kann durch eine staatliche Reglementierung des gesellschaftlichen

Lebens. Was nachweislich zu einem Unterschied führt, sind nicht politische Anordnungen, sondern der allgemeine Gesundheitszustand der Bevölkerung (z. B. viele stark übergewichtige Personen in den USA), die Qualität des Gesundheitssystems sowie der wirtschaftliche und soziale Lebensstandard (beispielsweise von Weissen im Vergleich zu Afroamerikanern in den USA).

Die Corona-Politik schadet daher dem Gesundheitsschutz. Denn die gigantische Verschwendung von Ressourcen durch die Lock-

*Es ist höchste Zeit, dass wir die Politiker und Wissenschaftler in die Schranken weisen.*

downs und ihre wirtschaftlichen und sozialen Folgen bedeutet, dass uns diese Ressourcen fehlen, um den Weg des wirtschaftlichen, medizinischen und sozialen Fortschritts fortzusetzen, der zu einer grossen Verbesserung der Gesundheit und der Lebenserwartung geführt hat. Die Corona-Politik gegen alle evidenz- und faktenbasierte Wissenschaft fügt dem Weg, durch den wir ein qualitativ besseres und längeres Leben gewonnen haben, schweren Schaden zu. Die allermeisten von uns müssen für diese Politik einen hohen Preis an beeinträchtigter Lebensqualität und wahrscheinlichem Verlust an Lebenszeit zahlen, ohne dass diese Politik irgendeinen nachweisbaren Nutzen hätte.



Seit Platon die Herrschaft der Wissenden empfahl, gab es immer wieder Gruppen von Personen, die von der Idee besessen waren, Wissen zu besitzen, mit dem sie die Gesellschaft steuern können. Gesundheitsschutz und das Schüren von Panik vor grossen Übeln waren immer die Mittel, die diese Leute eingesetzt haben. Sie haben den Gesellschaften, die ihnen gefolgt sind, stets grossen Schaden zugefügt. Denn es gibt kein Wissen, mit dem sich die Gesellschaft steuern liesse. Wenn man meint, dass Ungeimpfte der Gesellschaft schaden, dann gilt dies genauso für Raucher, die mit Lungenleiden ins Spital kommen, für Übergewichtige, die durch ihre Ernährungsweise Bluthochdruck, Diabetes, Herz-Kreislauf-Beschwerden provozieren und so weiter. Mit der Logik der Corona-Politik könnte man beliebige Reglementierungen des gesamten Lebens mit sozialen Pässen und Zertifikaten im Namen des angeblichen Gesundheitsschutzes durchsetzen – und zerstörte so alle Lebensqualität.

## Freunde der geschlossenen Gesellschaft

Wir haben verschiedene Lebensziele und -inhalte, und wägen die Risiken in unterschiedlicher Weise ab, die wir für unseren Lebensinhalt einzugehen bereit sind. Deshalb gibt es die Grundrechte, die Abwehrrechte gegen Eingriffe in die eigene Lebensgestaltung sind, sofern diese nicht die Lebensgestaltung anderer bedroht. Und deshalb gibt es den Rechtsstaat, der diese Rechte sichert, aber nicht ihre Quelle ist. Es ist höchste Zeit, dass wir die Politiker und Wissenschaftler in die Schranken weisen, die von der Idee besessen sind, sie hätten ein Wissen und eine Befugnis, Menschen nach ihrem Ermessen Freiheiten zu gewährleisten oder zu verweigern. Von niemandem darf verlangt werden, sich die Freiheit zur eigenen Lebensgestaltung durch ein Zertifikat erkaufen zu müssen, dessen Bedingungen von den neuen Freunden einer geschlossenen Gesellschaft in Politik und Wissenschaft festgesetzt werden.

Michael Esfeld ist Professor für Philosophie an der Universität Lausanne und Mitglied der deutschen Akademie der Wissenschaften Leopoldina.

# Fremd im eigenen Land

Subjektive Empfindungen sind in der Flüchtlingsdebatte verpönt. Zu Unrecht!



Als Deutscher ist es heikel, über das Gefühl des Heimatverlusts zu sprechen. Wer sich beklagt, dass er in der Fussgängerzone nur Menschen anderer Herkunft sieht, dem wird Deutschtümelei oder gar Rassismus unterstellt. Der Wunsch nach Erhalt der eigenen Kultur wird nur jenen mit anderer Kultur zugebilligt. Der Deutsche darf, wie bei den neuerlichen Demonstrationen für die Aufnahme von Afghanen, zustimmen oder ruhig sein. Wer für Wolken am Multikultihimmel sorgt, wird zum Nazi erklärt.

Subjektive Empfindungen, wie Heimatverlust, sind in der Debatte um Migration auch deshalb verpönt, weil sie für die Apologeten der bedingungslosen Zuwanderung nicht greifbar und daher wenig kontrollierbar sind. Seit 2015 wird systematisch versucht, Kritikern der deutschen Asylpolitik ihre Emotionen abzusprechen. Wer mit der unkontrollierten Migration nicht einverstanden war, dem wurde «Irrationalität» unterstellt. Gefühllichkeit als Mittel zur Degradierung und des diskursiven Ausschlusses.

Das mag vor allem für jene ironisch klingen, die festgestellt haben, dass es zuvorderst Linke und Grüne sind, deren Argumentation einzig auf subjektiver Moralauslegung, anekdotischer Evidenz und gefühligem Multikultifetischismus fusst. Für sie gelten andere Spielregeln. Bei den «Guten» ist man über alle Zweifel erhaben. Und Zahlen werden zwar ins Spiel gebracht, aber die Hälfte wird verschwiegen.

Wann immer seit 2015 in einer Talkshow über Migration und Flüchtlinge diskutiert wurde – was übrigens praktisch nicht mehr vorkommt –, verwies irgendein Diskutant da-

rauf, dass Flüchtlinge nur gerade ein Prozent der Gesellschaft ausmachen würden oder es, je nach Rechnung, nur vier bis sechs Millionen Muslime in Deutschland gebe.

Was nicht gesagt wird: In Deutschland lebten Ende 2020 fast 11,5 Millionen ausländische Staatsbürger. Die Zahl stieg innerhalb von nur zehn Jahren um 69 Prozent. Die Anzahl der Menschen mit Migrationshintergrund wuchs zwischen 2005 und 2019 um 47 Prozent, von

## *Der Wunsch nach Erhalt der eigenen Kultur wird nur jenen mit anderer Kultur zugebilligt.*

14,7 auf 21,2 Millionen; diejenige der Menschen ohne Migrationshintergrund sank im selben Zeitraum um fast sechs Millionen, von 66,1 auf 60,6 Millionen.

Das sind wahnsinnige demografische und kulturelle Umwälzungen binnen kürzester Zeit. Und das in einem Land, das nicht nur Probleme damit hat, überhaupt eine eigene Identität zu definieren, sondern auch von der Politik über die Köpfe eines grossen Teils der Bevölkerung hinweg zur Zuwanderungsgesellschaft erklärt wurde.

Das Problem an Zahlen ist zudem, dass sie lediglich etwas über die Quantität, nicht aber über die Qualität der Zuwanderung aussagen. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass es den meisten Deutschen nicht um eine generelle Abneigung gegenüber dem «Fremden» geht, sondern gegenüber der Armuts-

migration und Zuwanderung aus archaischen islamischen Gesellschaften. Niemand hat etwas gegen «internationales Flair». Nein, es geht darum, dass man sich inzwischen in nahezu jeder deutschen Grossstadt eher wie in Kabul als in Frankfurt oder Braunschweig fühlt.

Durch eine mittelgrosse deutsche Stadt zu gehen, ist, als würde man in der Verfilmung von Thilo Sarrazins «Deutschland schafft sich ab» mitspielen. Kohorten von jungen, «südländisch» aussehenden Männern in Jogginghosen, Familienverbände mit zig Kindern, bei denen keiner so aussieht, als würde er einer beruflichen Tätigkeit nachgehen, dazu der aggressive Ton der arabischen Sprache.

Man fühlt sich fremd im eigenen Land. Weil diese Menschen und ihre Kultur einem fremd sind. Weil man nie gefragt wurde, ob man das Land mit diesen Leuten teilen möchte. Und weil man mit der Zuwanderung eine ganze Reihe negativer Konsequenzen assoziiert. Es geht um religiösen Fundamentalismus, den Sozialstaat, Kriminalität und die Zukunftsfähigkeit eines Landes, in dem nicht einmal mehr eine gemeinsame Leitkultur existiert.

Solidarität und Zusammenhalt sind nichts, was man erzwingen kann. Sie sind vor allem dort zu finden, wo die Menschen eine Nähe zueinander verspüren. Diese Nähe wurde in Deutschland atomisiert. Übriggeblieben ist ein Territorium, auf dem die Deutschen nur noch als zahlungspflichtige Statisten in Erscheinung treten. Und eine mediale und politische Öffentlichkeit, die ihnen sogar das Gefühl von und das Recht auf Heimat abspricht. Wie lange das gut geht, ist fraglich.

## Grässliche Masken

Nr. 34 – «Alles, was man über das Impfen wissen muss»  
Alex Baur über den Epidemiologen Klaus Stöhr

Hätten wir endlich Herdenimmunität, könnten wir auf diese grässlichen Masken endlich verzichten. Die Impfgegner sind nicht Champions der Freiheit, sondern der Unfreiheit. Sie behindern, ja terrorisieren eine überwiegende Mehrheit der Bevölkerung, die endlich zur Normalität zurückkehren möchte – und könnte. Diese Menschen sollen ihren Willen haben und auch weiter solidarisch gesundgepflegt werden. Aber dass die Zertifikatspflicht nun ausgeweitet wird, und die Tests nicht mehr gratis sind, dies ist nicht nur folgerichtig, sondern absolut demokratisch. *Jan Chassé, Zürich*

Noch nie in der Geschichte der Humanmedizin gab es eine solche Interdependenz zwischen «Deep Government» und «Big Pharma». Beide haben erkannt, dass sie bei gegenseitiger Protektion einen riesigen Vorteil erwirken können, und zur Erhaltung dieser starken und vorteilhaften Position unterstützen sie sich gegenseitig, dies in gefährlicher und kritikloser Einstellung und Geschwindigkeit. Zudem wird die versprochene Wirksamkeit der Impfstoffe ständig und massiv nach unten korrigiert – und wie man mittlerweile überall beobachten kann (z. B. Israel), schützt die Impfung weder vor der Neuankunft noch vor der Weitergabe von Sars-CoV-2, das heisst, die Infektionskette wird eben nicht unterbrochen; deshalb können diese Produkte auch keine Herdenimmunität herbeiführen. Es beschleicht mich das Gefühl, ein grosser, interessloser Teil unserer Bürger verharrt in einer komatösen Lethargie, um sich wie eine Schafherde zur Schlachtbank führen zu lassen. Dies wird umso

widerstandsloser getan, je mehr falsche, manipulative Freiheitsversprechen von Seiten der Behörden und der Presse verbreitet werden; auch hier herrscht das Prinzip des geringsten Widerstands. *Thomas W. Herzog, Zollikon*

## Omnipräsent

Nr. 34 – «Kabul ist nicht genug»  
Ahmed Rashid über die Taliban

Die Taliban haben nach zwanzig Jahren Besetzung durch die USA und deren Verbündete ihr Land zurückerobert. Sollte daraus menschliches Leid entstehen, ist dies traurig. Trotzdem reibt man sich als Einwohner der Schweiz verwundert die Augen ob der omnipräsenten Berichterstattung der Medien und der Diskussionen unserer Volksvertreter im Bundesrat und im Parlament, denn: Die Schweizer Armee ist weder in Afghanistan einmarschiert, noch sind die Afghanen unsere direkten Nachbarn. Nein, Kabul liegt mehr als 6600 Kilometer von uns entfernt, und unsere Politiker sind doch von uns als Staatsdiener gewählt, beauftragt und bezahlt, um sich für die Schweiz, deren Bevölkerung und unsere Probleme zu engagieren! *Claude Bürkle, Ascona*

Den Krieg haben die USA angezettelt – nicht die Schweiz – und nicht zu Ende geführt. Das Ergebnis haben wir jetzt. So haben die USA die Verpflichtung, sich um die Flüchtlinge zu kümmern. Die kleine Schweiz muss nicht die ganze Welt retten. *Maxi Langenmayr Strehle, Eichberg*

## Gescheite Leute

Nr. 33 – «Wer hat die mittelalterliche Wärmeperiode ausradiert?»; Analyse von Sebastian Lünig

Der Artikel von Sebastian Lünig zeigt auf, dass die sogenannte Erderwärmung durch CO<sub>2</sub> nicht richtig ist und vor allem ein Mittel, sich zu bereichern. Ich habe schon viel gelesen über die Entwicklung unserer Erde. Wir hatten die Eiszeit und dann ein tropisches Klima. Diese Klimaerwärmung war auf keinen Fall durch das CO<sub>2</sub> von Autos und Menschen erzeugt. Viele Personen bereichern sich mit der Fabel Klimaerwärmung. Man sollte mehr auf gescheite Leute wie Herrn Lünig hören als auf Profiteure. Ich werde jetzt seine Bücher lesen. *Heinrich Frei, Weinfelden*

## Lange Schatten

Nr. 33 – «Unternehmerin des Jahres»  
Thomas Würdehoff über Popstar Rihanna

In Bezug auf Rihanna kommt mir folgendes, angeblich Karl Kraus zugeschriebenes Zitat in den Sinn: «Wenn die Sonne der Kultur niedrig steht, werfen selbst Zwerge lange Schatten.» *Marco Meier, Liestal*

## Viva l'Italia

Nr. 33 – «Italiener können's besser»  
Peter Hartmann über italienische Sportbegeisterung

Danke für den tollen Artikel. Leider hat Peter Hartmann vergessen, den Olympiasieg der italienischen Eisschnellläufer in der Mannschaftsverfolgung zu erwähnen. Enrico Fabris, Matteo Anesi und Luca Stefani gewannen 2006 die Goldmedaille in Torino. Viva l'Italia! *Peter Reimann, Aarau*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





# Lee «Scratch» Perry (1936–2021)



«In mir steckt ein Teil Elfe»: Reggae-Pionier Perry.

Der am 29. August in einem Spital auf Jamaika an einer ungenannten Krankheit 85-jährig verstorbene Lee «Scratch» Perry kam daher wie eine Comic-Figur, sprach in elliptischen Rätseln und verwandelte den Reggae – bis dahin eine muntere Lokalversion des amerikanischen Rhythm and Blues – in ein Labor für alchemistische Musikexperimente. «Er ist der Salvador Dalí der Musik», hat Keith Richards gesagt. «Er ist ein wandelndes Geheimnis. Die Welt ist sein Instrument.» Dem Schreiber dieser Zeilen schilderte er einmal seine Zukunftspläne. Er wolle eine Concorde kaufen und darin ein Studio einrichten, um endlich richtig kosmische Musik schaffen zu können. Leider wurde das Flugzeug aus dem Verkehr gezogen, bevor sich Perry seinen Wunsch erfüllen konnte.

Rainford Hugh Perry kam am 20. März 1936 im Landkreis Hanover auf Jamaika auf die Welt. Die Arbeit auf dem Feld langweilte ihn, so spielte er ständig Domino. Dabei habe er gelernt, Gedanken zu lesen. Just in dem Moment, wo R&B in den USA aus der Mode geriet, die Nachfrage in Jamaika aber weiterhin stark war, zog er nach Kingston. Da hatte er einen Job als Assistent, dann als Talentspion und schliesslich als Musiker im Studio One des Produzenten Coxsone Dodd. Hier sollte sich R&B jamaikanischer Prägung über die Etappen Ska, Bluebeat und schliesslich Reggae innert kurzer Zeit zum eigenständigen Stil wandeln. 1973 machte sich Perry mit dem legendären Black Ark Studio selbstständig. Erstmals konnte er mit einem Vierspurtonbandgerät

arbeiten – es beflügelte ihn. Schon davor hatte er viele Aufnahmen mit Bob Marley & the Wailers gemacht. «Lee Perry hat meinem Vater geholfen, tiefer in sich zu gehen», sagte dessen Sohn Ziggy. «Er hat massgeblichen Einfluss auf seine Karriere gehabt.» Perrys Ruf liegt im leichtfüssigen, mit schrägen Geräuschen, Querflöten, Kuhgebrüll und viel Hall gespickten Sound, den er entwickelte. Mit «Blackboard Jungle Dub» (1973)

schuf er eines der ersten Dub-Alben überhaupt: Bis dahin war Dub bloss die Instrumentalversion einer Hitsingle gewesen, mit der man die B-Seite füllte, um anderen die Chance zu geben, selbst mitsingen zu können. Grossartige Alben von Max Romeo («War Ina Babylon»), The Congos («Heart of the Congos»), George Faith («To Be a Lover»), The Heptones («Party Time») oder Perrys eigenes «Super Ape» fallen in diese Zeit. «Police & Thieves» mit Junior Murvin schlug bei den Punks ganz gross ein. Im gleichen Jahr produzierte Perry die Single «Complete Control» von The Clash und zwei Lieder mit Paul und Linda McCartney. Gebeutel von einem Burnout zerstörte Perry sein Studio im Jahr 1983. Nachdem er sich einigermaßen erholt hatte, arbeitete er vermehrt in London und in der Schweiz. Sein Fleiss hat in dieser Schaffensphase ebenso wenig nachgelassen wie seine Lust auf klangliche Abenteuer. Immer neue Generationen von Musikern, nicht zuletzt im elektronischen Bereich, zitierten ihn als Einfluss. 1989 ehelichte er in einer Hare-Krishna-Zeremonie die Zürcherin Mireille Rüegg Campbell, mit der er zuerst in Zürich, dann in Einsiedeln lebte. «In mir steckt ein Teil Elfe», erklärte er. «Manchmal ist es zu heiss. Ich brauche die Kälte.» Lee Perry hinterlässt zwei Kinder mit Rüegg, vier aus früheren Beziehungen. *Hanspeter Künzler*

**ABSTIMMUNGS-ARENA**

99%-Initiative der Juso:  
Massiv mehr Steuern zahlen?

**FOKUSKMU**

Moderation: Reto Brennwald



**Franziska Ryser**  
Nationalrätin **Grüne/SG**



**Fabian Molina**  
Nationalrat **SP/ZH**



**Fabio Regazzi**  
Nationalrat **Die Mitte/TI**



**Diana Gutjahr**  
Nationalrätin **SVP/TG**

Täglich vom 6. bis 12. September  
ab 17.10 Uhr auf:

**TELE BÄRN** **TELE BASELSTADT** **TELE ZÜRICH** **tv** **tele**

Täglich vom 13. bis 19. September  
ab 17.00 Uhr auf:

**TELE Z**



Sponsoringpartner





www.fokus-kmu.tv

# Ich bin so frei

Wie die Sozialdemokraten zur Partei der Freiheit werden wollen.



**P**lötzlich sieht es aus, als habe sich die Welt irgendwie verdreht. «Die SP ist die Partei der Freiheit», heisst es da, man schaut zweimal, ob man sich nicht getäuscht hat – aber nein, mit dieser Botschaft hat sich die Führung der Sozialdemokraten um Matteo Meyer und Cédric Wermuth am jüngsten Parteitag als freiheitsliebende Gruppe dargestellt. Die SP wolle sich für die Freiheit aller Menschen einsetzen, sagen die Politiker, die gleichen, die beispielsweise in der Corona-Politik immer auf der Seite derjenigen waren, die möglichst viele Geschäfte schliessen und den Leuten Vorschriften machen wollten. Wie passt das zusammen?

Es passt gut zusammen. In Debatten über gesellschaftliche Spielregeln treffen meist zwei Auffassungen über Freiheit aufeinander, die in völlig unterschiedliche Richtungen gehen. Die einen fragen «Freiheit wovon?», die andern «Freiheit wozu?». Die beiden Arten vertragen sich nicht, sind wie Feuer und Wasser zueinander.

Freiheit wovon? Heisst Abwehr, nach dem Motto: «Lasst mich machen! Bedrängt mich nicht!» Es bedeutet Schutz des Menschen vor unliebsamen Einwirkungen, vor Zwang, vor Einschränkungen des eigenen Spielraums, der Bewegungsfreiheit, der Handelsfreiheit, der Redefreiheit. Es bedeutet auch, dass man haftet für das, was man tut. Liberale Positionen, liberale Politik gehen in diese Richtung. Gefällt der SP nicht.

Freiheit wozu? Das schon eher, nach dem Motto: «Welche Mittel habe ich zur Verfügung? Wie sieht meine Ausstattung aus, was erhalte ich, was steht mir zu?» Je mehr, desto freier ist

man, das zu tun, was einem gefällt. Nicht Abwehr, sondern Anspruch: «Ich kriege». Oder auch: «Ich bin so frei» ... und greift herzhaft zu beim Kuchen, den andere gebacken haben. Die SP sagt es so: «Wir kämpfen für die Freiheit, in einer Wohnung zu leben, ohne dass ein Immobilienkonzern einem aus Renditegründen kündigen kann.» Also Befreiung von wirtschaftlichen Zusammenhängen. Umverteilung.

## Peter Voser tut ABB gut

Der Elektro- und Energiekonzern ABB zeigt endlich die Wertentwicklung, auf die Anleger und Beobachter vorher lange Jahre vergeblich gewartet hatten. Vor der Finanzkrise hatten die ABB-Aktien den Kurs von 35 Franken erreicht, dann brachte die Krise einen Einbruch auf rund 13 Franken, und ab 2010 setzte für den Konzern eine der längsten je erlebten Industrie-Aufschwungphasen ein – ohne dass der ABB-Kurs viel davon mitbekam, er blieb immer etwa in der Nähe von 20 Franken.

Die schlechte Börsenbewertung war ein Dauerthema, mehrere Konzernumbauten brachten nichts. 2015 kam Peter Voser als neuer Verwaltungsratspräsident. Voser hatte ab 2002 als ABB-Finanzchef die Rettung des Konzerns aus amerikanischen Sammelklagen organisiert, ging dann 2004 als Finanzchef zum Erdölkonzern Shell, wo er von 2009 bis 2014 Konzernchef war.

Als Voser das zweite Mal zu ABB kam, erkannte er vieles wieder, was er damals in der Krisenzeit einzurichten geholfen hatte: zentrale Führung für eine entschlossene Lenkung der Sanierung. Und 2015 waren solche Lenkungsmechanismen

offenbar immer noch da, obwohl mehrmals die Dezentralisierung des Konzerns ausgerufen und Umbauarbeiten durchgeführt worden waren. Doppelte Strukturen, zu wenig ernsthaft in Frage gestellt. Es scheint, dass Voser im Verbund mit Grossaktionären nun doch eine grössere Änderung bewirkt hat. Seit dem Entschluss zur Abspaltung der Energienetzgeschäfte, eines grossen Urzweigs von ABB, sowie der Einsetzung des neuen Konzernchefs Björn Rosengren im Frühling 2020 nimmt die ABB-Aktie nun am Aufschwung teil.

## Flipperkasten-Inflation

Und immer wieder kommt die Frage nach Anzeichen einer sich beschleunigenden Inflation auf. Die meisten Beobachter sind sich einig darin, dass die Überschwemmung der Märkte mit neugedrucktem Notenbankgeld zunächst mal wichtige Voraussetzungen für einen enormen Preisauftrieb schafft. Brisanter ist dann aber die Frage, ob dieses Geld tatsächlich in Umlauf kommt. Gefährlich wird es dann, wenn wie in einem Flipperkasten automatische Hebelchen die Werte nach oben spicken. Solche Beispiele wären Lohn-Preis-Spiralen, die ein automatisiertes Aufschaukeln der Preise bewirken: Preise hoch, Löhne höher, geht wieder in die Preise ... und so weiter. Die Debatte des jetzigen Lohnherbstes weist in diese Richtung: Die Gewerkschaft Travail Suisse fordert für Gesundheitswesen und Detailhandel zwingend Steigerungen von 3 bis 4 Prozent. Man wolle am Aufschwung teilhaben. Mit solchen Kicks könnte man tatsächlich eine Spirale nach oben in Gang setzen, wenn sie sich häufen.

# LITERATUR UND KUNST

Der Lausanner  
Nicolas Party malt  
Bilder wie aus einer  
anderen Welt.  
*Daniel Weber, Seite 58*

Herausgegeben von Daniel Weber



*Niemandsland der Ungewissheit.*

**Eric Fischl: So She Moved into the Light, 1997** – So warten wir in diesen unseren Tagen auf das Unerwartete, und das Unerwartete ist das Ende des Wartens auf eine Zukunft, die nicht ist wie ein Himmel ohne Sonne, ein Baum ohne Früchte oder eine Welt ohne Eis. Warten auf ein Licht, das kräftig genug ist, um all die Schatten aufzulösen, die uns immer mehr einhüllen und die dunkle Seite der Welt mehr als erahnen lassen.

Wir sind wie Kinder, die ihr Spielzeug kaputt gespielt haben und jetzt fassungslos vor dem Zerbrochenen stehen und langsam begreifen, dass das Spielzeug nur ansatzweise repariert werden kann, aber nie mehr, bis auf ein paar

Kratzer und Dellen, unversehrt sein wird. Dann sitzen wir da und warten auf ein Wunder, und wenn wir wieder aufstehen, wissen wir, dass es keine grossen, sondern immer nur kleine Wunder gibt, aber so wenige, dass auch viele kleine kein grosses ergeben.

Man wünschte sich, man wäre wie diese Frau auf Eric Fischls (geb. 1948) Gemälde, die den Schatten einer Welt verlassen hat, die sich mit jeder Drehung um die eigene Achse weiter von ihr entfernte. In ihrem Rücken all die Gockelhaftigkeit einer von Männern geschaffenen und von Frauen ertragenen Welt.

Jetzt steht sie da und sieht ein Licht und friert dennoch, vielleicht, weil sie sich nackt fühlt

und sich nur in Unsicherheit hüllen kann, und sie stellt womöglich den Mut in Frage, den sie brauchte, um diesen Schritt zu gehen. Einen Schritt zurückgehen könnte sie, aber dann wäre alles umsonst gewesen.

Noch wartet sie in diesem Niemandsland der Ungewissheit und hat nur eine Ahnung davon, was sie hinter sich gelassen hat, und noch weniger davon, was vor ihr liegt. Sie trägt ein Kleid und fühlt sich nackt. Und die Welt, die sie betreten wird, wenn sie einen Schritt noch tut, wird sich ebenfalls nackt anfühlen. Dann hat die Frau jenen Schritt getan, den wir alle tun müssen, damit die Schatten der Welt nicht all ihr Licht schlucken. *Michael Bahnerth*

# Philosoph des Klatschs

Heinrich Heine war der grösste Feuilletonist deutscher Sprache.

Für alle, die in diesen Tagen zur Welterlösung neigen, ist er die allerwichtigste Medizin.

Matthias Matussek

Wenn es noch Menschenverstand gäbe bei uns Deutschen, müsste man ihm Denkmäler bauen, in jeden Flecken mindestens eines, und wir Journalisten sollten den Tag beginnen mit ein paar Zeilen seiner Gedichte, Polemiken, Feuilletons, um den Sinn für Schönheit nicht zu verlieren, und nicht den für Widerstand: Heinrich Heine, Weltgenie.

Er selber rechnete nie mit derartigen Ehren, denn er wusste: «Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht ohne Fessel [...] die Knechtschaft ist in ihm selbst, in seiner Seele.» Und: «Man muss die Deutschen von innen befreien, von aussen hilft nichts.»

Wie um ihn zu bestätigen, führten diese Zeilen, eilfertig gemeldet von Denunzianten, zu einer Sperre auf Facebook für den, der sie zitierte – man kann sich so was gar nicht ausdenken, es passiert derzeit einfach.

## Goethe verkennt Grösse

Heine dagegen, innerlich befreit, war sich seiner Bedeutung früh bewusst, schon seit diesem Treffen mit dem Olympier Goethe, das er sich, blond, blauäugig, spottlustig, jahrelang herbeigesehnt hatte. Er hatte ihm Proben seiner Kunst gesandt und nun, am Ende seiner Harzreise 1824, wird er endlich vorgelassen – und vermässelt es, weil er mal wieder zu witzig ist. Woran er arbeite, will Goethe wissen. «An einem ‹Faust›», schießt es aus Heine heraus. Der Alte, mittlerweile zahnlos und gelb, aber «majestätischen Blickes» (Heine), versteinert. Seit Jahren quält er sich mit dem zweiten Teil seines Menschheitsdramas, mühsame Steinbrucharbeit. Die Audienz ist kurz. Goethes Tagebucheintrag auch: «Heine aus Göttingen».

Heine hatte sich tatsächlich den «Faust»-Stoff vorgenommen, allerdings, wie auch anders, als ein Tanzpoem, als einen Wirbel aus Liebeleien, an dessen Ende eine Mephistophela, verwandelt in eine Schlange, den tollen Faust erdrosselt und in die Hölle reisst. Sollte Goethe übrigens tatsächlich einen Blick auf die Gedichte geworfen haben, die ihm der junge Lyriker geschickt hatte – er hatte deren Erhalt nie bestätigt, geschweige denn sich bedankt –, gäbe es eine Erklärung für seine Distanz: Sie waren zu gut.

Goethe witterte Grösse, um sie zu verkennen. Er gab schon Kleists lodernder «Penthesilea» eine Abfuhr, und er riet Hölderlin, sich an kleineren Sujets zu probieren. Dafür lobte er zweit-rangige Gemmenschneider über alle Massen. Schiller, an dessen Theatererfolge Goethe bis auf den «Götz» nie heranreichte, hatte eine Ahnung von dieser Schwäche. Er umwarb ihn wie eine Frau, wie «eine stolze Prüde, der man ein Kind machen muss [...]». Vielleicht hat Goethe auch gespürt, dass ihm mit diesem Twen in dem weiten Kragen die Wachablösung im Salon stand. Mit Heine kam die Goethe-Zeit zu einem Ende, die Klassik, das Dichterstentum.

Mit ihrer Geburt übrigens, in andern Worten: ihrem Erwählsein, gaben sie beide an. Goethe hatte sich eine besonders beeindruckende Sternkonstellation für seine Geburtsstunde in seiner Autobiografie «Dichtung und Wahrheit» erdacht; Heine verlegte seinen Geburtstag gleich um drei Jahre nach vorne in die Neujahrsnacht von 1800, um als Erster das neue Jahrhundert begrüsst zu haben. Beide treiben sich lieber herum als zu studieren, und sie verlieben sich unglücklich, und sie dichten darüber; ja, sie verlieben sich, um zu dichten.

Aber das ist dann so verschieden.

Der junge Stürmer und Dränger Goethe legt sich mit dem donnergrollenden Zeus an, Heine dagegen eher mit dem Onkel Salomon, dem Vater seiner Angebeteten, dem Banker, den er für seine Geldgeschäfte verachtete und gleichzeitig hartnäckig anschnorrte – der Onkel sollte für die prosaischen täglichen Kosten aufkommen. Dieser übrigens erwiderte die Verachtung seines Neffen: «Hätt' er was Anständiges gelernt, so braucht er nicht zu schreiben Bücher», liess er ihn in einem seiner orthografisch höchst mangelhaften Briefen wissen.

Tatsächlich neu ist der Ton, den der junge Heine in seinem «Buch der Lieder» anstimmt. Er stammt aus der Umgangssprache, er jongliert sie, die Alltagsworte, silbern hinein in den Scheinwerferkegel seiner Kunst. Seit Heine singen wir anders, denken anders, spielen anders, lieben anders. Er hat der deutschen Sprache eine ungeheure Leichtigkeit geschenkt, Tanz und

Sentimentalität und Spott, und wir staunen: Dass sie das kann!

*Ein Jüngling liebt ein Mädchen,  
Die hat einen andern erwählt;  
Der andre liebt eine andre  
Und hat sich mit dieser vermählt.*

[...]

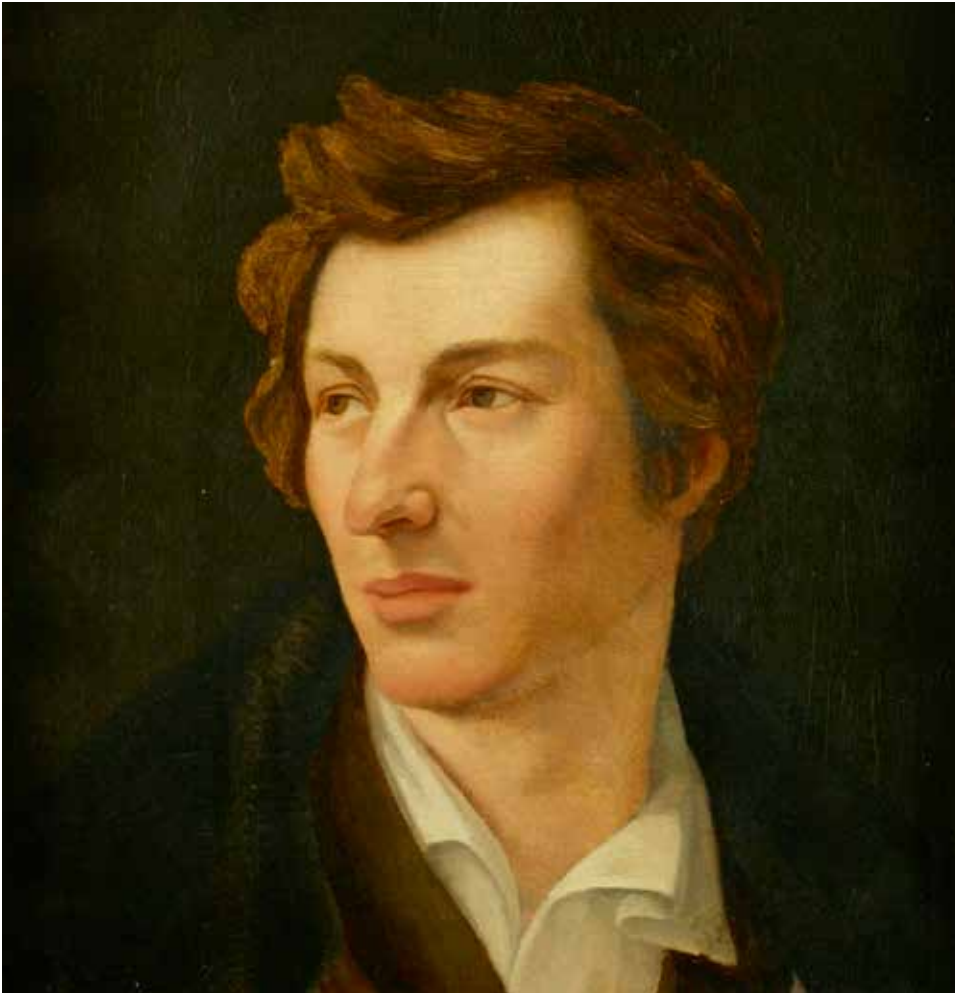
*Es ist eine alte Geschichte,  
Doch bleibt sie immer neu;  
Und wem sie just passiert,  
Dem bricht das Herz entzwei.*

So anstrengungslos klingt das, und so lächelnd, und selbstverständlich hat er damit Spätere in Rage gebracht, Karl Kraus zum Beispiel, der meinte, Heine habe der deutschen Sprache das «Mieder so weit geöffnet, dass jeder Kommis an ihren Brüsten fingerte», auch der strenge Theodor Adorno äusserte den Verdacht auf Gebrauchsware, aber wer kann sich dem Zauber eines Gedichtes entziehen, das so beginnt?

*Ich weiss nicht, was soll es bedeuten,  
Dass ich so traurig bin;  
Ein Märchen aus alten Zeiten,  
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.*

Alle Grössen der Zeit, ob Clara Schumann oder Franz Liszt oder Felix Mendelssohn Bartholdy, haben sich an Vertonungen der «Loreley» versucht, Mark Twain hat das Gedicht auf Deutsch auswendig gelernt, Adorno hat es interpretiert, und, laut Wikipedia, auch die Genderwissenschaftlerin Helga Arend, und zwar auf der 3. Fachtagung der Frauen-/Gender-Forschung in Rheinland-Pfalz, woraufhin sich die Lore Ley, so wird kolportiert, mit ihrem Goldkamm den von ihrem Gesang verzauberten und verunglückten Schiffen hinterhergestürzt haben soll, hinab in die Rheinfluten.

Heine war der grösste Feuilletonist deutscher Sprache, ach was, er hat es überhaupt erst erfunden, das Feuilleton, nämlich, wie man die politische Lage und die Modeschau verknüpft, wie man im Klatsch die Philosophie entdeckt und diese umgekehrt mit Boshaftigkeiten



*Liebe und Gelächter*: Spätromantiker Heine (1797–1856).

würzt, so wie er es in der «Romantischen Schule» für sein französisches Publikum getan hat. Auch das deutsche übrigens könnte davon profitieren, noch heute. «Er besass jene göttliche Bosheit, ohne die ich mir das Vollkommene nicht zu denken vermag», schrieb sein Bewunderer Friedrich Nietzsche.

Heine betrat die Bühne der Romantik spät, schon drang der Lärm des Industriezeitalters unter die Giebel und den Sternenhimmel, und das Stampfen und das Rotieren der Druckerpresse. Neue Zeiten, Lesezeiten, und damit Streit und Pamphlet und Niedertracht. Heine verlangte die höchsten Zeilenhonorare seiner Zeit, und er erhielt sie. Und wo wir schon von Genderwissenschaften gesprochen haben, wie will man so was gendern?

*Sie hatten sich beide so herzlich lieb,  
Spitzbübin war sie, er war ein Dieb.  
Wenn er Schelmenstreiche machte,  
Sie warf sich aufs Bett und lachte.*

Wie überhaupt liessen sich die Liebe und das Gelächter, diese Urelemente Heines, bändigen durch die derzeit ausschwärmenden Zensoren, die unsere Sprache mit schweren Vorhangschlössern «gerecht» machen wollen? Leute: Heine lesen und kuriert sein von der Banausen-

idee, unseren Wörtern mit Doppelpunkten und Binnen-Is und x-en die Knochen zu brechen!

### Dummköpfe an der Macht

Nun hatte Heine durchaus Erfahrungen mit der Zensur. Eines seiner berühmtesten Blätter beginnt mit den Worten «Die deutschen Censoren» und besteht in der Folge aus lauter Zensurbalken bis auf das im unteren Teil eingebrachte Wort «Dummköpfe». Diese Dummköpfe hatten zwar kein Talent und kein Gehör für Musik, aber sie hatten die Macht, wie heute, und daher musste Heine, der sich für die Julirevolution 1830 begeisterte, ins Exil nach Paris, von wo er den Deutschen die Franzosen erklärte und da den Franzosen die Deutschen. Er verachtete die fanatischen Nationalisten, aber er war ein Patriot, und was klingt sehnsuchtsvoller als diese Zeilen seines «Wintermärchens», als er heimlich die Grenze nach Deutschland überquert, um nach seiner Mutter zu schauen.

*Und als ich die deutsche Sprache vernahm,  
Da ward mir seltsam zu Mute;  
Ich meinte nicht anders, als ob das Herz  
Recht angenehm verblute.*

Seine Übersiedlung nach Paris 1830 übrigens mag, wie Marcel Reich-Ranicki vermutete, nicht

nur politisch motiviert gewesen sein – als Jude war Heine auch gesellschaftlich ein Aussenseiter. Zunächst war er mit Ludwig Börne, einem anderen Polemiker des Vormärz, befreundet. Doch bald – wechselseitige Eitelkeiten mögen eine Rolle gespielt haben – entzweiten sie sich, ganz besonders über der Frage, ob die Kunst Partei zu ergreifen habe oder nicht. Die Misere des entstehenden Proletariats entging ihm nicht, und in seiner ergreifendsten Parteinahme dichtete er unter dem Eindruck des schlesischen Weberaufstandes die Zeilen:

*Im düstern Auge keine Thräne,  
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne;  
Deutschland, wir weben dein Leichentuch.  
Wir weben hinein den dreifachen Fluch –  
Wir weben, wir weben!*

Aber zugleich bestand Heine auf der Autonomie der Kunst. Ja, ein Jahr vor seinem Tod schrieb er von seinen Befürchtungen, dass mit einem Sieg des Kommunismus auch all das Schöne verschwinden werde. Er ahnte die Barbarei im Namen der Gerechtigkeit. «Sie hakken mir meine Lorbeerwälder um und pflanzen darauf Kartoffeln [...] und ach! mein Buch der Lieder wird der Krautkrämer zu Tüten verwenden um Kaffe oder Schnupftabak darin zu schütten für die alten Weiber der Zukunft [...]»

Ferdinand Lassalle, Gründer der SPD, besuchte den halbblinden Heine, in der «Matratzengruft», wo er in seinen letzten Jahren die Schmerzen mit Opium betäuben musste – die Vermutungen reichen von einer Bleivergiftung über Typhus bis zur Syphilis. Er wurde umsorgt von seiner Ehefrau, der ungebildeten, aber über alles geliebten, temperamentvollen Mathilde, die von seiner Bedeutung keine Ahnung hatte («Er macht ständig Gedichte [...] aber er ist nie damit zufrieden»), die aber durchaus clever über seinen Nachlass verhandelte. Und der ist für uns zur Welterlösung neigenden Deutschen in diesen Tagen die allerwichtigste Medizin. Heine spottete:

*Franzosen und Russen gehört das Land.  
Das Meer gehört den Briten.  
Wir aber besitzen im Luftreich des Traums  
Die Herrschaft unbestritten.*

Auf seinem letzten Museumsbesuch bricht er im Louvre vor der Statue der Venus von Milo zusammen – er sinkt ein letztes Mal vor weiblicher Schönheit zu Boden.

Um noch einmal Nietzsche zu zitieren: «Den höchsten Begriff vom Lyriker hat mir Heinrich Heine gegeben. Ich suche umsonst in allen Reichen der Jahrtausende nach einer gleich süßen und leidenschaftlichen Musik.»

Heinrich Heine, der ewige deutsche Aussenseiter, starb am 17. Februar 1856 und wurde drei Tage später auf dem Friedhof Montmartre beerdigt.

# Herzerwärmend nüchtern

*Oliver vom Hove*

Elizabeth Taylor: Mrs Palfrey im Claremont.  
Aus dem Englischen von Bettina Abarbanell.  
Dörlemann. 256 S., Fr. 37.90

Es könnte trostlos sein, über alte Leute zu lesen, die ihren Lebensabend in einem mittelmässigen Londoner Hotel zubringen und sich mit Klatsch, Intrigen und TV-Abenden die Zeit vertreiben. Ist es aber nicht. Im Gegenteil: Dank der feinsinnigen Erzählkunst der herausragenden englischen Autorin Elizabeth Taylor verschafft ihr Roman «Mrs Palfrey im Claremont» dem Leser die höchst unterhaltende Bekanntschaft mit einem Milieu, zu dem man üblicherweise nicht nur literarisch wenig Zutritt hat.

Es ist das Milieu mittelständischer englischer Hotels, in denen sich gutsituierte ältere Herrschaften eingemietet haben, um nicht gleich in ein Altersheim abgeschoben zu werden. Im vornehmen Londoner Stadtteil South Kensington steht dieses etwas heruntergekommene «Claremont»-Hotel, in das die jüngst verwitwete Mrs Palfrey eingezogen ist, um noch etwas vom Glanz der Metropole eines einstigen Weltreichs zu erhaschen.

## Der schrullige Mr Osmond

Im «Claremont» sind die Gäste, mit Ausnahme des etwas bärbeissig auftretenden Mr Osmond, lauter Witwen. Freilich hat keine eine so weltläufige Contenance aufzuweisen wie Laura Palfrey, die als Angetraute eines höheren Kolonialbeamten lang in Fernost gelebt hat. Nun, in London, hofft die resolute Frau von Stand auf Besuche ihres Enkels Desmond, der im Archiv des British Museum arbeitet und an seiner Grossmutter ebenso wenig Interesse zeigt wie seine in Schottland lebende Mutter.

Im Kreis der alten Damen in dem geriatrischen Gästehaus werden bald sämtliche Augenbrauen gehoben aus Missmut über das Ausbleiben von Besuchern für Mrs Palfrey – unvorsichtigerweise hat sie von ihrem Enkel geschwärmt. Doch der Zufall spielt der Witwe einen Lückenbüsser in Gestalt des jungen Schriftstellers Ludo Myers in die Hände: Er fängt sie auf, als sie auf der Strasse stolpert, und die beiden freunden sich an.

Listig schlägt Mrs Palfrey ihm vor, anstelle des ausbleibenden Enkels seine Aufwartung im Hotel zu machen. Myers stimmt gern zu, eröffnet sich für ihn damit doch die Chance, einen Stoff für seinen geplanten Roman zu entdecken. Als im Verlauf der Begebenheiten dann doch der echte Enkel auftaucht, nimmt die Verwechslungskomödie ihren vergnüglichen Lauf.



*Hang zum Sarkasmus:* Schriftstellerin Taylor.

Taylor erzählt herzerwärmend nüchtern. Schnörkellos lakonisch hebt sie die Eigenarten und Schrullen der Gästeschar hervor. Da ist Mrs Arbuthnot, die gern Patienten legt und «ein durch Bosheit geschärftes Gehör» aufweist. Da sind die betuliche Mrs Burton, die fortwährend ihre Schminke wie auch ihren Alkoholkonsum vermehrt, und Mrs De Salis, die ihren Adelsstolz wie eine Monstranz vor sich herträgt. Und da ist nicht zuletzt die aus den Cotswolds hereingeschneite Lady Swayne, die nur vorübergehend im «Claremont» Quartier nimmt, um in London nacheinander Zahnarzt, Anwalt und Fusspfleger zu konsultieren und dann in ihrem Nerzmantel wieder in die Provinz zu verschwinden.

Vollends schrullig erscheint Mr Osmond als Hahn im Korb. Unaufhörlich schreibt er Leserbriefe an Zeitungen, um sich über Unzulänglichkeiten zu beschweren. Und als er einmal

Mrs Palfrey zum Ball seiner Freimaurerloge ausführt, überrascht er sie eher deplatziert mit einem Heiratsantrag, der nicht nur der Form halber nicht angenommen werden kann.

«Das ist England, wie es im Buche steht», heisst es einmal im Roman. Seit längerem unternimmt es der Zürcher Dörlemann-Verlag, das Erzählwerk der 1975 gestorbenen Engländerin Elizabeth Taylor dem deutschsprachigen

*Im Kreis der alten Damen in dem geriatrischen Gästehaus werden bald sämtliche Augenbrauen gehoben.*

Lesepublikum zugänglich zu machen. Drei Titel sind bereits erschienen. Auch ihr elfter (und vorletzter) Roman «Mrs Palfrey im Claremont» weist, wie bei der Autorin gewohnt, jene bekömmlichen Vorzüge englischer Stil-

kunst auf, die, stets auf Distanz bedacht, klarsichtigen Realismus und sprachliches Understatement miteinander zu verbinden weiss. Die Mittel dazu sind lakonische Zuspitzung, Ironie und zuweilen ein kaum gezügelter Hang zum Sarkasmus.

In ihrer Bekanntheit stand die Autorin stets im Schatten der gleichnamigen Hollywood-diva. Gleichwohl war ihr bereits vor einem halben Jahrhundert erschienener vorletzter Roman damals in England ein Bestseller. Er wurde für den Booker Prize nominiert und (mit Joan Plowright in der Titelrolle) auch erfolgreich verfilmt. In Bettina Abarbanells eleganter Übersetzung wirkt die deutsche Erstausgabe köstlich frisch. Klassisch eben.

## Weltuntergang für Dummies

Wolfgang Koydl

**Frank Schätzing:** Was, wenn wir einfach die Welt retten? Handeln in der Klimakrise. Kiepenheuer & Witsch. 336 S., Fr. 31.90

**Dr. Eckart von Hirschhausen:** Mensch, Erde! Wir könnten es so schön haben. DTV. 528 S., Fr. 36.90

Wenn schon ein Autor selber fragt, wozu er sein Buch eigentlich geschrieben hat, fällt auch dem Leser die Antwort schwer. Zu allem Unglück sind es sogar zwei Bücher, die derzeit mit dem Volumen einer Gerölllawine auf die Leserschaft herunterrollen, von denen man nicht genau weiss, was sie eigentlich sollen.

Zwei Titanen massentauglicher Populärliteratur haben sich der Themen Klima, Umwelt und – drunter geht's nicht – Weltenrettung angenommen: Thriller-Autor Frank Schätzing, der es nie unter 1000 Seiten tut, kommt diesmal mit rund 300 Seiten aus. Der Kleinkunst doktor Eckart von Hirschhausen legt einen Ziegelstein von über 500 Seiten Umfang vor.

### Knapp über Normal-null

Beide sind Bestsellerautoren, und es ist verständlich, dass auch sie am Dauer- und Überthema Klima teilhaben wollen. Dennoch bleibt die von Schätzing gestellte Frage nach dem «Wozu?». Denn keiner der beiden trägt neue Erkenntnisse bei: Klimawandel ist schlecht, wir sind alle Sünder und müssen unser Leben ändern, damit wir unseren Kindern eine lebenswerte Erde hinterlassen.

Neu ist, dass Hirschhausen und Schätzing das Niveau der Debatte auf knapp über Normal-null herunterfahren – offensichtlich in dem Bemühen, jene Bevölkerungsschichten zu erreichen, die bei Netto einkaufen statt im Biomarkt und die froh sind, wenn ihre Kin-



«Ballast der Schuld»: Schätzing.



«Depresso»: von Hirschhausen.

der überhaupt Anoraks kriegen; es muss nicht «Fairtrade» sein.

Viel Hirn setzen die beiden bei ihrem Publikum offenbar nicht voraus. Sektoren, erklärt Schätzing den Dummerchen, seien wie Kuchenstücke. «Beim Kuchen sind die Stücke gleich gross, damit sich Opa hinterher nicht beschwert, seines wäre zu klein ausgefallen.» Wer hätte das gedacht? Hirschhausen wiederum versucht es mit seiner Art von langbärtigem Humor: «Wie fühlt man sich, wenn es keinen Kaffee gibt? Depresso.»

Apropos Kaffee. Natürlich geht es um Verzicht – nicht nur auf Kaffee, sondern auch auf andere Genüsse und Gewohnheiten. So deutlich wollen die Autoren dies ihren Lesern allerdings nicht sagen. Sie wissen schliesslich, dass die angepeilte Leserschaft aus genau diesem Grund nur ungern die Verbotsparterie der Grünen wählt. Einen «stärkeren Fokus auf Zugewinn an Lebensqualität statt Diskussionen über angebliche [sic!] Verluste» fordert Hirschhausen. Anders zu leben, bedeute nicht «zwangsläufig, auf etwas zu verzichten». Schätzing will die Klimadiskussion «vom Ballast der Schuld» befreien: «Wer sich bei jeder Scheibe Wurst unter Anklage sieht, wird kein fröhlicher Klimaretter.»

Dennoch ist er der dunklere Weltuntergangsprophet, der in Teil drei seines Buches sogar seinem Genre treu bleibt und einen kleinen Kammer-Thriller zur Katastrophe schreibt. Hirschhausen hingegen bevorzugt Fotos, gerne auch von sich selbst. Mal schüttelt er einem Skelett die Hand, mal steht er mit hochgekremelten Hosenbeinen im Wasser. Unklar


bleibt, ob er damit auf den drohenden Anstieg der Meeresspiegel hinweisen oder Werbung für einen Kneippkurort machen will.

Der studierte Mediziner packt das Thema ganz gross an und schwadroniert über Gott und die Welt: das Wesen der Zeit, die Kreisläufe von Natur und Kosmos, Religion und Glauben, Gesundheit, den Sinn des Lebens halt – garniert mit Fakten über Kohlendioxid, Plastik im Meer und Rosen aus Kenia. Da auch Hirschhausen und sein Verlag wissen, dass Bücher vorzugsweise von Frauen gelesen werden, biedert sich der TV-Entertainer schamlos beim anderen Geschlecht an. Es beginnt beim Genderstern (der allerdings bei Wörtern wie den «Besserwissern» fehlt), steigert sich über die Aussage «Ich wäre auch lieber eine Frau» und gipfelt in der Behauptung «Frauen sind bessere Klimaschützerinnen».

Freizügig beschenken beide Autoren ihre Leser mit Lebensweisheiten. Bei Schätzing macht es die Bandbreite: von Schopenhauer über den Dalai Lama bis Leonardo DiCaprio. Hirschhausen glänzt mit eigenen Geistesblitzen, die sich oft auf Glückskeksniveau bewegen: «Je grösser die Insel unserer Erkenntnis, desto grösser ist unvermeidlich das Ufer zum Ozean unserer Ignoranz.»

Bleibt immer noch die Frage, wozu die Bücher geschrieben wurden. Sie enthalten nichts Neues, und jene Leser, die echte Sorgen haben, erreichen sie nicht. Die Antwort liegt auf der Hand: Klima lässt den Rubel rollen, wie ein Blick in die Spiegel-Bestsellerliste zeigt. Dort stehen Schätzing und Hirschhausen seit Wochen schon ganz vorne. Nur Hape Kerkeling verkauft sich besser. Aber der hat über Katzen geschrieben. Nicht auszudenken, wenn auch er sich demnächst mit dem Klima befasst.

ARTHUR'S FINEST  
EST. 2020



Designer Schmuck  
925 Sterling Silber

www.arthursfinest.com

# Sehnsucht nach dem Scheitern

Rolf Hürzeler

Christa Baumberger: Friedrich Glauser.  
«Jeder sucht sein Paradies...». Briefe, Berichte,  
Gespräche. Limmat. 520 S., Fr. 64.–

Der Mann hatte eine Riesenwut im Bauch: «Einmal habe ich hier schon jemanden sehr stark durchgeprügelt», schreibt Friedrich Glauser im Januar 1919 dem Schriftsteller Robert Binswanger aus der «Kant. Irrenanstalt Münsingen». Der 23-jährige Glauser bittet diesen, sich für seine Entlassung einzusetzen und ihm eine Stelle zu suchen – «meinetwegen als Kindermädchen».

Diese Passage ist dem Band «Friedrich Glauser. Jeder sucht sein Paradies...» der Literaturwissenschaftlerin Christa Baumberger entnommen. Er enthält zahlreiche Briefe von Glauser, Schreiben Dritter und Gesprächsaufzeichnungen, die das Leben dieses Schweizer Krimiautors dokumentieren. Baumberger hat keine Mühe gescheut, Glauser in allen Facetten auszuleuchten und in einen grösseren zeitgeschichtlichen Rahmen zu stellen. So weist das Buch weit über das Biografische hinaus und vermittelt ein Gesellschaftsbild der Schweiz im ersten Drittel des letzten Jahrhunderts. Düstere Illustrationen des Künstlers Hannes Binder ergänzen die rund 300 Schriftstücke trefflich.

## Permanente Geldknappheit

Glauser (1896–1938) gehörte zur Generation von Schweizer Schriftstellern wie Otto Steiger oder Meinrad Inglin, die viel zu sagen hatten und dennoch nie eine ganz grosse Leserschaft fanden. Glauser ist insofern solitär, als sein Leben am Rand der Gesellschaft im Rückblick wie ein Gesamtkunstwerk erscheint, wenn auch ein sehr trauriges. Der Mann suchte stets die Anerkennung anderer, schaffte es aber mit einem geradezu zwanghaften Drang, ihm Wohlgesinnte zu enttäuschen: «Alle bemühen sich intensiv um Glauser und wenden sich nach einer gewissen Zeit enttäuscht ab», resümiert Baumberger.

In Erinnerung sind vor allem seine Kriminalromane mit helvetischem Lokalkolorit, wie «Wachtmeister Studer», «Matto regiert» und «Der Chinese». In «Gourrama» verarbeitete er seine Erlebnisse in der französischen Fremdenlegion, in der er sich zumindest eine Weile lang mit Biss durchzusetzen vermochte.

Die meiste Zeit seines Lebens war der morphiumsüchtige Glauser indes bevormundet. So blieben ihm persönliche Entscheidungen wie die Heirat mit seiner letzten Freundin Berthe Bendel verwehrt. Er war «im Sinne des Gesetzes eheunfähig», wie ihm sein Vormund beschied.



Leben am Rand der Gesellschaft: Autor Glauser.

Gleichzeitig schränkte permanente Geldknappheit Glausers Leben weiter ein. Typisch dafür ist sein Brief an den Verleger Emil Oprecht, den er anscheinend bereits eine Woche früher um einen Vorschuss von 500 Franken angegangen hatte: «Da ich denke, dass Sie sehr viel zu tun haben,

*Glauser schaffte es mit einem geradezu zwanghaften Drang, ihm Wohlgesinnte zu enttäuschen.*

erlaube ich mir, Sie noch einmal anzufragen, wie Sie sich zu meiner Frage stellen.» Wie immer der Entscheid ausfiel, blieb letztlich unerheblich; Glauser war stets klamm.

Er wuchs in Wien auf, seine Mutter starb früh. Seinem Vater, einem Mittelschullehrer, war er lästig. Der Junge lebte zeitweise bei seiner Grossmutter und brannte als Dreizehnjähriger erstmals durch. Sein Vater steckte ihn ins Erziehungsheim Glarisegg bei Steckborn, wo Glauser den ersten Selbstmordversuch unternahm. Daraufhin wurde er von der Schule verwiesen – der Anfang einer lebenslangen Irr-

fahrt. Diese nahm 1938 ein Ende, als er in Genua nach einer Herzlähmung starb. Zuvor hatte er in der Basler Psychiatrieklinik Friedmatt einen Schädelbruch erlitten, den ihm die Ärzte allerdings verschwiegen.

## Späte Anerkennung

Zu seinem unglücklichen Leben gehörte eine Reihe von Frauenbeziehungen, die er mitunter parallel führte. Erst mit Berthe Bendel fand er einen gewissen Halt, sie war typischerweise eine Psychiatrieschwester: «Kindlein, du hast Geschmack, muss ich sagen. Weisst du, wir Literaten sind eitle Leute», schrieb er ihr wohlwollend aus der Berner Klinik Waldau nach einem Lob von ihr. Sie konnte das anscheinend schlucken.

Glauser fand in seinen letzten Jahren weiterhin Anerkennung, eigentlich hätte er sich nicht beklagen müssen. Auch bei der NZZ hatte er im legendären Literaturredaktor Eduard Korrodi einen prominenten Fürsprecher. Doch alle berufliche und private Wertschätzung ging bei Glauser, diesem aussergewöhnlichen Menschen, verloren.



# Wenn die Welt verrückt spielt

Alex Baur

Gunter Frank: Der Staatsvirus.  
Achgut Edition. 200 S., Fr. 29.90

Noch ein Buch zu Covid-19 – wollen wir uns das antun? Der bekannte deutsche Arzt und Bestsellerautor Gunter Frank erleichtert die Antwort insofern, als er sein neuestes Werk ausgesprochen lesbar und verständlich aufgebaut hat. Doch eine leichte Kost ist das nicht. Wenn wir uns trotzdem damit auseinandersetzen sollten, dann darum, weil die Corona-Krise seit März 2020 das Leben von uns allen prägt. Frank bietet keine Heilsformeln, sehr wohl aber ein praktisches Brevier, das uns dabei zur Hand geht, die Lage mit Hilfe unseres eigenen Verstandes abzuschätzen.

Nach eineinhalb Jahren des globalen Corona-Ausnahmestands kristallisiert sich heraus, was wir wissen und, ebenso wichtig, was wir nicht wissen. Frank berücksichtigt in seiner Gesamtschau nicht nur die medizinischen, sondern ebenso die sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen, medialen, psychischen und politischen Aspekte. Das ist ambitiös. Doch wer nur das eine sieht und alles andere ausblendet, wird dem komplexen Phänomen Covid-19 nicht gerecht.

## Kette von Fehlern

In einem ersten Block werden die medizinischen Grundlagen aufgearbeitet. Es beginnt mit der Frage, die sich jeder Hausarzt bei jeder Infektion als Erstes stellt: Wie gefährlich ist sie für den Patienten – und wie gefährlich ist sie für die Gesellschaft? Dabei wird schnell klar: Für Hochbetagte und Menschen mit bestimmten Vorerkrankungen kann Covid-19 sehr gefährlich sein; für 95 Prozent der Bevölkerung ist eine Ansteckung hingegen harmlos.

Für Hausärzte ist es das tägliche Brot. Doch an ihrer Stelle rissen Modellrechner, Professoren, Politiker, Journalisten, Bürokraten und PR-Spezialisten die Führung an sich. Die Weichen waren damit gestellt für eine Kette von Fehlern, die eine für wenige sehr gefährliche Erkältungswelle erst zur globalen Katastrophe machten. Statt pragmatisch nach Lösungen zu suchen, kopierte eine Regierung nach der andern das vom chinesischen Regime in Wuhan vorexerzierte brachiale Lockdown-Modell. In kopflosem Aktivismus übertraf man sich gegenseitig mit rigiden Regeln. Auf der Strecke blieb die medizinische Binsenwahrheit, nach der ein schwerer Eingriff immer auch ungewollte Nebeneffekte zeitigt, die oft mehr Schaden anrichten, als vom ursprünglichen Übel zu erwarten gewesen wäre.

Die Kette der oft haarsträubenden Fehler ist lang. In einer ersten Phase verzichtete man dar-

auf, die Toten zu sezieren, weil das angeblich zu gefährlich sei. So wurden Tausende unter einer falschen Diagnose mit einer kontraindizierten Zwangsbeatmung buchstäblich zu Tode therapiert. In Bergamo machte ein bürokratisches Missmanagement die Spitäler und Heime zu den schlimmsten Treibern von Ansteckungen bei Gefährdeten und damit zu eigentlichen Todesfällen.

Ein Fehler, der bis heute nie korrigiert wurde, war die Fixierung auf die PCR-Tests. Diese mögen den Planern wertvolle Hinweise geben. Doch für medizinische Diagnosen sind sie völlig ungeeignet, da sie rein gar nichts über den Stand einer möglichen Erkrankung oder An-

## Die kopflose Testerei setzte einen fatalen Automatismus in Gang.

steckungsgefahr besagen. Die kopflose Testerei setzte einen fatalen Automatismus in Gang. Bis die Verwaltungen und Regierungen auf die Fallzahlen reagierten, hatten die Ansteckungen den Zenit meist längst überschritten, wie wir heute wissen. Der Rückgang der Fälle, der in Wahrheit schon vorher begonnen hatte, wurde dann fatalerweise als Erfolg der Massnahmen verbucht.

Schwerste Eingriffe in die Grundrechte – von Schulschliessungen über Maskenzwang bis zu Ausgangssperren – wurden bar jeder Evidenz verfügt. Dass man in der Not etwas versucht, mag auf den ersten Blick verständlich sein. Doch die Effektivität der Massnahmen wurde selten *lege artis* untersucht. Vieles weist darauf hin, dass diese grob überschätzt und die schädlichen Nebenwirkungen unterschätzt wurden.

Frank ist kein Corona-Leugner und kein «Rechter», als den man ihn zu diffamieren versuchte. Sondern ein wachsamer Mediziner, der nüchtern und präzise aufzeigt, wie in einer politisch-medial geschürten Herdenpanik eine für eine kleine Gruppe reale Gefahr zur globalen Katastrophe wurde.



„Ist es nicht eine herrlich romantische Vollmondnacht, Liebling?“

## Die Sprache Auf Wanderschaft

Wörter bleiben, anders als Menschen, hier, auch wenn sie auswandern. So ist uns das seit 1431 mundartlich bezeugte Wort «Putsch» (Knall, Stoss) erhalten geblieben. Nach dem Züriputsch 1839 hat der Helvetismus im Hochdeutschen Fuss gefasst. Als «Revolve, Volksauf-  
lauf» kennen den «Putsch» mittlerweile folgende Sprachen (ohne Anspruch auf Vollständigkeit): Albanisch, Bosnisch, Englisch, Esperanto, Französisch, Italienisch, Lettisch, Litauisch, Niederländisch, Polnisch, Rumänisch, Russisch, Tschechisch, Ungarisch.

Das deutsche «über», Präposition und Präfix, ist eine Entlehnung im Englischen und meint dort, in unterschiedlichen Schreibweisen, so viel wie «super»: *übermodel*, *übercool*, *überconsumption*, *über smart*. Der Fahrdienstvermittler Uber hat den Germanismus im Firmennamen.

Das französische *vasistas* (ein Oberlicht, neuerdings auch Türspion) lässt sich auf die Frage «Was ist das?» zurückführen. Nach «Wie geht's?» ist das ungarische *vigéc* entstanden, das einen Tür-zu-Tür-Verkäufer bezeichnet. Wie heisst es schon wieder, dieses Dingsbums, dieses Werkzeug? In Polen kennt man die Antwort: *wiehajster* (Wie heisst er?). Auf Finnisch protestet man sich mit *kippis* zu. Tönt es nicht wie «Kipp es»? Da kommt der Aus-  
druck her.

Die Japaner haben es eher mit der *arubaito* (Arbeit, heute eher Teilzeitarbeit). Auf einem russischen *butterbrot* (ein belegtes Brot) hat es meist keine Butter. In einem kroatischen Café kann man sich eine *Sacher torta* samt *kremsnita* einverleiben. Schwingt man sich in Togo auf ein *sündapp* (nach der Marke Zündapp), sitzt man auf einem Mofa. In Bulgarien hantieren sie mit einer *bormaschina*, kein *witz* (auch Bulgarisch). Die Niederländer sagen *sowieso* und *überhaupt*, und im Dänischen ist *salonfaehig* salonfähig geworden.

Dass Wörter hierbleiben, wenn sie auswandern, wie ich eingangs erwähnte, ist nicht ganz korrekt. Im Englischen, Italienischen und Portugiesischen gibt es das deutsche Wort *alpenstock*, das bei uns verschwunden ist und mit «Bergstock» übersetzt werden kann.

Max Wey

# Aus einer anderen Welt

Der Lausanner Künstler Nicolas Party zeigt in Lugano mit der Ausstellung «Ruinen» ein faszinierendes Gesamtkunstwerk.

Daniel Weber

Nicolas Party: Rovine. MASI Lugano IAC.  
Bis 9. Januar 2022.  
Katalog. Scheidegger & Spiess. 176 S., Fr. 49.–

Wie Türhüter oder Tempelwächter flankieren zwei mannshohe stilisierte Köpfe in knallbunten Farben den Torbogen, durch den man Nicolas Partys Ausstellung betritt. Wie üblich inszeniert der 41-Jährige auch hier den Raum, in dem er seine Werke zeigt. Es ist der grösste Saal des Museo d'arte della Svizzera italiana (MASI), im Untergeschoss des in Lugano am See gelegenen Kulturzentrums IAC.

Um seine Bilder möglichst wirkungsvoll zur Geltung zu bringen, macht Party den Raum zum Bühnenbild, zum Teil der Ausstellung. Vielleicht ist das ein Echo aus der Zeit, in der er als jugendlicher Sprayer in seiner Heimatstadt Lausanne unterwegs war und seine Graffiti auffällig im öffentlichen Raum, auf Gebäuden und Zügen, hinterliess. (Was ihm saftige Bussen eintrug, die er jahrelang abstotterte.) Als Kunststudent in Lausanne und Glasgow, wo er sein Studium abschloss, erlernte er dann klassische künstlerische Ausdrucksformen.

## Kunstgeschichte plündern

In Lugano hat Party den grossen Saal symmetrisch in fünf Räume unterteilt – drei hohe, zwei niedrige –, die an einen Sakralbau denken lassen. Verbunden sind sie durch Rundbogen, und unterschiedlich bemalte Wände verleihen jedem eine andere Stimmung. Gezeigt werden Bilder aus den drei Genres, die der figurative Maler bevorzugt: Porträts, Landschaften, Stillleben. Was sie verbindet, ist der unverwechselbare Stil. Die reduzierten Formen und die spektakuläre Farbwelt verströmen etwas Heiteres, Unbeschwertes – das Gegenteil von verrätselter, schwerzugänglicher Kunst. Die brillante Leuchtkraft verdanken Partys Bilder seiner Technik: Er malt mit Pastellkreide, die Farbpigmente in purer Form auf die Leinwand bringt, ungetrübt durch Bindemittel oder andere Zusätze.

Die Irritation, die man vor den Porträts verspürt, rührt nicht nur von ihrer grellen Farbigkeit her. Sie haben ein geisterhaftes, unnatürlich starres Aussehen, die mandelförmigen Augen sind immer wimpernlos, der Blick ist durchdringend und zugleich leblos. Haben diese Figuren überhaupt ein Inneres, oder sind sie reine Oberflächen? So sehen jedenfalls keine existierenden Menschen aus. Eher erinnern sie an virtuelle 3-D-Objekte, die aus dem Nichts entstehen. Bezeichnenderweise tragen alle Bilder nur den Titel «Portrait», ergänzt um das Entstehungsjahr.

Aus dem Katalog, dessen informative Texte sich auf Gespräche mit dem Künstler stützen, erfährt man, dass Party tatsächlich nicht lebende Modelle verwendet. Er malt idealtypische Porträts, «die Vorstellung des menschlichen Gesichts», inspiriert von den perfekten Zügen antiker griechischer Statuen – und von dem Bild «Tête de femme», das Picasso 1921 gemalt hat und das Party in der Fondation Beyeler sah. Picasso verwendete dafür die Pastelltechnik, die Party so überhaupt erst für sich entdeckte. Der Katalog zeigt den Frauenkopf und eine Reihe weiterer Gemälde, die in Nicolas Partys Werken ihre Spuren hinterlassen haben.

Denn nicht nur die Porträts zeigen Menschen, die es nicht gibt. Auch die Landschaften und Stillleben (meist heissen sie bloss «Land-

## Die reduzierten Formen und die spektakuläre Farbwelt verströmen etwas Heiteres, Unbeschwertes.

scape» und «Still Life») sind nicht der Realität nachempfunden. Party malt nicht, was ihm die Wirklichkeit darbietet; er orientiert sich an den Bildern, die sich andere vor ihm von der Wirklichkeit gemacht haben. In der Musik nennt man das Verfahren, das er anwendet, Sampling: Party plündert die Kunstgeschichte. In seinen Landschaften begegnet man etwa dem berühmtesten Lausanner Künstler, Félix Vallotton. Für die hier auf Seite 59 abgedruckte Landschaft diente als Vor-Bild Vallottons «Derniers



Früchte im Prozess einer Metamorphose:  
«Still Life», 2020.

rayons ou Paysages avec des arbres» von 1911, wobei Party die Formen noch entschlossener reduzierte.

Kenner der Kunstgeschichte können in Partys Bildern Anleihen bei unterschiedlichsten Künstlern identifizieren: Rousseau, Cézanne, Picasso, Morandi, de Chirico, Botero, Hockney sind nur ein paar der bekanntesten, bei denen Party seine Motive entlehnt. Aber man sollte ihm nicht vorhalten, dass er keine neuen Sujets sucht. Seine Leistung, wenn er nach Bildern malt, die es schon gibt, ist die: Er zitiert sie nicht einfach, sondern verwandelt sie, macht sie zu etwas Eigenem, Eigenständigem, indem er ganz ungezwungen die Vergangenheit in die Gegenwart seiner Formen- und Farbensprache holt.

Besonders deutlich zeigt sich das in seinen Stillleben. Die oft erotisch aufgeladenen Früchte-Stillleben der niederländischen Barockmalerei übersetzt Party in faszinierend verfremdete Kompositionen. Die Früchte scheinen bei ihm eine Metamorphose zu erfahren; und sie verändern nicht nur ihre Gestalt, man-



**Ausstellung als Inszenierung:** Der Künstler gestaltet den Raum für seine Werke neu.



**Vorbild Vallotton:** «Landscape», 2014.



**Geisterhaft:** «Portraits», 2017 (links) und 2015.



che wirken belebt, als würden sie sich lasziv aneinanderschmiegen. Sie werden zu Objekten aus einer anderen Welt. «Ich sehe keinerlei Gefälle zwischen einem Baum, einer Frucht oder einem Gesicht», wird Party im Katalog zitiert. «Sie alle sind Figuren, die ich auf der Leinwand inszenieren möchte.»

In hartem Kontrast zu den farbenfrohen Bildern aus den letzten zehn Jahren stehen die Werke, die der Ausstellung ihren Namen gegeben haben: «Rovine» (Ruinen). Vier Aussenwände der Räume, in die Party den Saal geteilt hat, hat er flächendeckend bemalt. Als Vorlage dienten ihm dabei vier Ruinen-Bilder von Arnold Böcklin, die er auf das zentrale Motiv re-

duziert und nur mit schwarzer und weisser Kreide wiedergegeben hat. Party hat die Wandmalereien in drei Wochen vor Ort angefertigt, in einem Kraftakt die Kreide mit Händen und Fingern in die Wände einarbeitend – Handwerkskunst im Wortsinn. Das Schwarzweiss nimmt den Ruinen jeden romantischen Zauber, gibt ihnen eine düstere Note; sie kommen einem vor wie gespenstische Sinnbilder einer fahlen Endzeitstimmung.

Gleichsam als zweite, diese Stimmung noch verstärkende Bedeutungsebene hat Party auf jede der Wandmalereien zentral ein Bild aus einer Serie gehängt, die den Titel «Creases» (Falten) trägt. Jedes der Bilder zeigt einen

Torso, dessen Inspirationsquelle Skizzen des italienischen Malers Agnolo Bronzino sind. Er hat sie um 1565 angefertigt, als Studien für sein Fresko «Il martirio di San Lorenzo» in der gleichnamigen Basilika in Florenz. Partys in Rosatönen gehaltene Torsos sind deformiert und verstümmelt, er zeigt sie in grotesken Verrenkungen, als fast abstrakte Verkörperungen des Martyriums. Und auf jeden Torso hat er in Trompe-l'Œuil-Manier täuschend echt wirkende Insekten, Fliegen und Schmetterlinge gemalt – in der Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts oft verwendete Symbole des Verfalls und der Vergänglichkeit.

#### **Bild für 1,3 Millionen Dollar**

Vergänglich sind übrigens auch die Böcklin-Wandmalereien. Nach dem Ende der Ausstellung werden sie zerstört, die «Ruinen» verschwinden. Das gehört zum Konzept der Ausstellung und ist von Party so gewollt. Mag sein, dass der Vorgang ihn daran erinnert, dass auch seine Graffiti-Malereien von einst dasselbe Schicksal erlitten haben. Jedenfalls scheint das Verschwinden ein fester Teil seines Kunstverständnisses zu sein.

Party lebt und arbeitet in New York. In den letzten Jahren hatte er Ausstellungen in New York und Los Angeles, in Peking und vielen europäischen Städten. Und seit ihm die renommierte Schweizer Galerie Hauser & Wirth vertritt, ist auch der Marktwert seiner Kunst deutlich gestiegen; bei Christie's New York wurde 2020 ein Bild von ihm für über 1,3 Millionen Dollar versteigert. Man wird von Nicolas Party noch viel sehen und hören.



Tanz-und-Taumel-Seligkeit im arkadischen Sozialparadies: Maresi Riegner in «Monte Verità».

## Film

# Knips, knips

Wolfram Knorr

Monte Verità – Der Rausch der Freiheit (CH/D/A):  
Regie: Stefan Jäger. Mit Maresi Riegner, Max  
Hubacher, Joel Basman, Hannah Herzsprung.

Schwer drückt das Gewicht der Entsagung aufs Gemüt der jungen Mutter Hanna Leitner (Maresi Riegner). Klar, sie ist Wienerin, und in der Hochburg des Seelenpatriarchen Freud quält es sich am eindrücklichsten – auf der Leinwand auf jeden Fall. Da grassieren Hysterie, Triebprobleme, Neurasthenie, Depressionen und was der fürchterlichen Seelenleiden zwischen Plüsch und Pleureusen mehr sind. Hanna leidet besonders unter ihrem Gatten, einem bärtigen Patriarchen, wie sie um 1900 in der k. u. k. Metropole üblich waren. Darüber wurde sie depressiv, für ihn ist sie hysterisch. Dazu gehört natürlich auch, dass sie sich ganz allgemein vom bourgeoisem Gewicht eines überladenen, übermöblierten Lebens erdrückt fühlt.

Die Mutter zweier Töchter möchte frei sein, selbstbestimmt leben – und fotografieren wie ihr Mann, der ein florierendes Studio betreibt. Hanna ist nicht Nora, will aber auch raus aus ihrem goldenen Puppenheim. Das Familienoberhaupt schickt sie von Arzt zu Arzt, bis der Psychiater Otto Gross (Max Hubacher) ihr den

Tipp gibt, auf den Zauberberg zu gehen. Der ist auch in der Schweiz, aber nicht in Davos, sondern im Tessin und heisst Monte Verità, Anziehungspunkt für die schillerndsten Zivilisationsflüchtlinge, Lebensreformer und Pazifisten. Vor allem Künstler, von Isadora Duncan über Hugo Ball bis Hermann Hesse, machten den «Berg der Wahrheit» zu einem Mythos.

Dauerhaft war die Tanz-und-Taumel-Seligkeit nicht, zu gross waren die Gegensätze, zu ehrgeizig die Ziele. Besonders das Ausleben persönlicher Neigungen, ohne Rücksicht auf andere, machte der floralen Idylle den Garaus. Dass sie fast zwanzig Jahre durchhielt, war trotzdem erstaunlich. Was sie einte, war seelischer Glückshunger vor dem Hintergrund eines rapide wuchernden Materialismus und ellenbogenbewusster Fortschrittsgläubigkeit.

### Nicht mal Lokalkolorit

Zum arkadischen Sozialparadies wurde schon viel geschrieben und gefilmt, aber «Monte Verità – Der Rausch der Freiheit» von Stefan Jäger, nach einem Drehbuch von Kornelija Naraks, ist der erste Versuch, das Aussteigerphänomen in einem Spielfilm einzufangen. Gelungen ist er nicht. Vermutlich sollte er Einblicke ins Innere der Bergprediger verschaffen, weshalb die Wienerin Hanna Leitner als Leidfigur hingeschickt wurde. Aber ihr Interesse beschränkt sich aufs Knipsen. Da entsteht nicht mal Lokalkolorit.

Nachdem Gross Hanna den Floh ins Ohr gesetzt hat, büxt sie aus, unter Hinterlassung

ihrer Kinder und ihres Ernährers, und erklimmt den «Berg der Wahrheit». Und ist alles auf einmal: eine Puppenheim-Nora, wandelndes schlechtes Gewissen und emanzipierte «Start-upperin». Denn kaum oben, zückt sie ihren Fotoapparat und findet wie eine «Traumschiff»-Passagierin beim exotischen Landgang ein aufregendes Motiv nach dem anderen: Damen in präziöser Gewandung beim Blütenzweigtanz und dazwischen der lustwandelnde Steppenwolf Hermann Hesse (Joel Basman) mit runder Blechbrille, irgendwas Schwärmerisches rezitierend.

Monte-Verità-Klischees, an denen der Film klebt wie eine Fliege am Fliegenfänger. Dramatische Konflikte, etwa mit den Emigranten aus kriegführenden Staaten – Fehlanzeige. In welcher Zeit spielt der Film? Man erfährt es nicht. Hesse war neben Ernst Bloch, Hans Arp, Hugo

*Monte-Verità-Klischees,  
an denen der Film klebt wie  
eine Fliege am Fliegenfänger.*

Ball und anderen während des Ersten Weltkriegs oben. Die Erzählung wirkt, abgesehen von den Kostümen, völlig aus der Zeit gefallen, zelebriert nur Aussteiger-Stereotypen. Deshalb latscht Hesse durchs Bild, das allseits bekannte Monte-Verità-Logo. Was Hanna da zu sehen und zu erleben bekommt, ist totale Unabhängigkeit. Weil sie's fast nicht glauben mag, macht sich sofort ihr schlechtes Gewissen be-

merkbar: Bin ich eine Rabenmutter? Nein, und schon hat sie wieder – knips, knips – ein «enthemmtes» Motiv vor ihrer Linse.

### Frauen, die sich drehen und winden

Wo ist der im Titel annoncierte «Rausch der Freiheit»? Sind es Hesses Lustwandelien? Die Frauen, die sich drehen und winden? Dr. Gross, der von seiner Sucht nicht lassen kann? Wahrscheinlich Hannas Knipsereien. Frei von jeglicher Spannung, braucht «Monte Verità» die Rückblenden auf die Wiener Zeit: dort Unterdrückung und gesellschaftlich-moralische Normen, hier oben grenzenlose Enthemmung. Und mit Hannas Off-Monologen wird ihr seeleisches Gekröse hörspielmässig jedem verclickert. Alles plump, wie der Anfang: Eine Familie, gerade im Fotostudio von Herrn Leitner vor der Linse, steht kopf. Ja, die Welt steht kopf. Leider nicht der Film.

Regisseur Jäger bezieht sich, entnahm ich einem Artikel, auch auf den Klimawandel. «Monte Verità» als Mahnung? Weil damals schon das Vegane gepriesen wurde? Die Frauen selbstbestimmt waren? Reicht das zur ideologischen Grundausstattung, auf der Höhe der angesagten Zeit zu sein? Monte Verità, Aussteigerparadies, Frauenrechte, grüne Politik, irgendwie alles schon Wokeness – perfekter geht's nicht, für den glänzenden Leistungsnachweis einen wichtigen, vielleicht sogar politischen Film gemacht zu haben. Die Kritik wird das dankbar aufgreifen. Und der Nostalgiekram ist sowieso total in.

## Klassik Georgische Granate Manuel Brug

Anita Rachvelishvili: *Élégie*. Sony

Die Stimme dieser Frau ist ein Naturereignis. Eine georgische Granate. So jedenfalls wirkt die vokale Sprengkraft, dreht Anita Rachvelishvili mit allen Tönen voll auf. Trotzdem hat das nichts Ungeschlachtet, sie klingt immer kultiviert, auch wenn sie mal Rollencharakter-passend brustet – vornehmlich die tieferen Regionen wie eine Waffe einzusetzen weiss. Etwa in Francesco Cileas wunderbarem Primadonnen-Heuler «Adriana Lecouvreur», wo sie als eifersüchtige Fürstin von Bouillon eine grandiose Hass-Szene mit der titelgebenden berühmten französischen Schauspielerin hat, die sie doch eben noch aus einer amourös heiklen Situation rettete. Bei Anita Rachvelishvilis Auftritt in dieser Oper mit Anna Netrebko 2019 bei den Salzburger Festspielen brannte in diesen Momenten die Luft – obwohl es doch nur eine konzertante Vorstellung war.



Immer kultiviert: Anita Rachvelishvili.

Sie lässt sich gern gehen und hat sich doch im Griff. Die 1984 in Tiflis geborene Mezzosopranistin hat sich an der Mailänder Scala weitergebildet und war dort schon früh als noch ungezügelter Carmen neben Jonas Kaufmanns damals noch gleissendem Don José eine Favoritin Daniel Barenboims. Sie tönt passgenau in einem heute scheinbar ausgestorbenen Fach: dem des italienischen Contralto. Rachvelishvili erfüllt das mustergültig – mit grandios granatapfeldunklen Tönen, aber mit schmeichelnder Fülle, samtiger Wärme und Geschmack, ohne je zu röhren.

So reist die vielgefragte Sängerin mit Mops und Mann – Oto Maisuradze hat extra für sie das Singen aufgegeben –, bald auch mit Nachwuchs um die Welt. Und lässt jeden auf Instagram ziemlich ungeschminkt an ihrem Vagabundenleben teilhaben. Die Georgier sind



die Südländer Zentralasiens. Bei Anita Rachvelishvili, die viel lacht, das Leben genießt, aber auch völlig fokussiert zu proben weiss, merkt man das sofort.

Natürlich war auch sie in den letzten Monaten ziemlich ausgebremst. Zeit also für ein zweites Soloalbum bei Sony. Diese Stimme ist schwer vor Mikrofonen einzufangen, denn sie ist einfach sehr gross und üppig. So ging es schon dem einstigen Wagner-Wunder Birgit Nilsson, die selten mit einer ihrer Aufnahmen zufrieden war, sich immer um Zwischentöne und ihr schillerndes Stimmspektrum betrogen fühlte.

### Farben und Tempi

Bei Rachvelishvilis Debütalbum «Anita» war das freilich bestens gelungen. Versammelte die tonmeisterlich sehr gut betreute Zusammenstellung doch die gegenwärtigen Lieblingsrollen der von den Opernhäusern weltweit umworbenen Mezzosopranistin: ihre erdige Carmen ebenso wie ihre verführerische Dalila in «Samson et Dalila», eine grandios schmerz-

### Bei Anita Rachvelishvilis Auftritt mit Anna Netrebko brannte die Luft.

liche Santuzza in der «Cavalleria rusticana» (die seit kurzem auch auf DVD zu bewundern ist) oder die racheerfüllte Azucena im «Trovatore». Besser ging es nicht.

Besser geht es aber auch kaum auf dem neuen Album «Élégie», das mit dem bewährt schmeichelnden Klavierflüsterer Vincenzo Scaleria Lieder von Sergei Rachmaninow, Peter Tschaikowsky und dem Georgier Otar Taktakishvili, aber auch Sehnsuchtsmelodien von Paolo Tosti, Henri Duparc und Manuel de Falla umfasst. So reicht die lustvoll wie künnerisch ausgekostete Bandbreite dieser aussergewöhnlichen Stimme diesmal von russischer Gefühlstiefe bis zu mediterraner Lebenslust.

Anita Rachvelishvili lässt es frei strömen, doch sie beherrscht auch Nuancen und Schattierungen, spielt mit Farben und Tempi. Sie ist zudem eine Meisterin des Vibratos, stets vorhanden, aber fein domestiziert, nur wenn es passt, lässt sie die Tigerin aus dem Tank. Sie vermag es, Schmerz traumhaft und weich zu gestalten, kann aber auch in der Freude scharf werden: reizvolle Kontraste einer in jedem Ton betörenden Stimme, die dank ihres samtig-dunklen Timbres immer sofort zu erkennen ist und die keine Dynamikgrenzen zu kennen scheint.

Hier nun gibt sie sich eine ganze CD lang zurückhaltend, verinnerlicht. Anita Rachvelishvili kann gross auftrumpfen, auf «Élégie» hält sie sich kunst- wie reizvoll zurück. Wahrlich: eine Frau für alle Mezzofälle.

## Ausstellung

# Die Beiz als Lebensmittelpunkt

Rolf Hürzeler

Ääs go züche: Wirtshäuser im Appenzellerland.  
Museum Herisau. Bis 30. Dezember

Ein Pfau so gross wie ein Riese. Das Metallungetüm, schwungvoll geformt, hing einst vor dem Herisauer Restaurant «Pfauen» und lockte Gäste zur Einkehr. Heute ist das Lokal verschwunden; bereits in den 1960er Jahren wurde es in «Florida» umgetauft, was etwas mondäner tönte. Später verstaubte das abmontierte Wirtshausschild auf einem Estrich; jetzt begrüsst es die Besucher in der Ausstellung «Ääs go züche» im Museum Herisau. Die Schau erzählt die Geschichte der Appenzeller Beizen und illustriert damit anschaulich das Leben der Einheimischen in vergangenen Zeiten.

Wirtshäuser waren in den Appenzeller Hügeln mehr als nur Orte unbeschwerter Geselligkeit. Sie dienten vielmehr bis weit ins 20. Jahrhundert den Einheimischen als Nachrichtenbörse und waren damit schier überlebenswichtig. Schautafeln mit alten Fotos und ausführlichen Texten informieren über die Sozialgeschichte der Appenzeller Gastrotadtition: Wer wissen wollte, was gesellschaftlich und vor allem politisch lief, musste regelmässig seinen Gasthof aufsuchen. Am liebsten verkehrte man unter Gleichgesinnten, also etwa unter Liberalen oder unter Sozis. Da liess sich am besten über die anderen schnöden. Und man vernahm praktischerweise nur gerade das, was man ohnehin hören wollte. Um 1900 kam in Appenzell Ausserrhoden auf 62 Personen eine Beiz. Laut dem Kurator Thomas Fuchs zeichnen sich die beiden Appenzell durch eine grössere Wirtshausdichte aus als der Rest der Schweiz: «Auch wenn hier, wie andernorts, viele dichtmachen müssen.»

### «Bärli-Biber», «Küssli-Walzerli»

Die Zecher waren gut beraten, sich anständig zu benehmen. Schlag einer über die Stränge, konnte ihn die Obrigkeit mit einem kantonalen Wirtshausverbot belegen, was eine «Ehrenstrafe» bedeutete und bis 1940 im *Amtsblatt* zur Einsicht für alle veröffentlicht wurde. Allerdings ist die Vorstellung grundfalsch, dass die Appenzeller angesichts der Beizendichte beduselt über ihre Hügel torkelten: Der Wein wurde bis ins frühe 19. Jahrhundert in der Regel mit Wasser verdünnt getrunken.

Das Biertrinken kam erst im 19. Jahrhundert auf. Ab 1850 gab es eine Gründungswelle. Verbesserte Brau- und Kühlmethode liessen nach 1890 die Zahl der Brauereien stetig sinken. Walz, Fleck, Fischinger oder Kronenbräu



Im Guten wie im Schlechten: Restaurant «Frohburg».

sind verschwunden. Locher mit seinem «Quöllfrisch» in Appenzell konnte sich halten.

Naturgemäss ist es in den Gasthäusern fröhlich zu- und hergegangen, wie diese Ausstellung ebenfalls belegt: Eine alte Jukebox der Marke Rock-ola Max schluckt in der Herisauer Ausstellung noch immer Münzen. Da gibt es ein Wiederhören mit den Ohrwürmern alter Tage. Das Echo vom Kronberg gibt den «Bärli-Biber» zum Besten und auf der B-Seite den «Küssli-Walzerli». Das Echo vom Tödi trällert noch immer freundeidgenössisch «Hopp, Vreni Schneider», auch wenn die Skifahrerin keine Appenzellerin ist.

Drei gedeckte Tische vermitteln Wirtshausatmosphäre wie einst, als noch nicht allorts die Pizza Quattro Stagioni Einzug gehalten hatte. Ein Tisch mit Flaschen von einheimischem Kronenbräu, Fleck-Lagerbier und anderen lässt auf eine Klientel aus der Arbeiterschaft schliessen. Der Begleittext berichtet von einem Wirt, der mit Geschick auf diese Kundenschaft setzte, der lokalen SP-Sektion beiträt

### *Unverheiratete Frauen zechten in den Männergesellschaften fröhlich mit.*

und damit von den Partei- wie den Gewerkschaftsversammlungen profitierte.

Ein anderer gedeckter Tisch vermittelt das Kaffeekränzchen-Gefühl von vor 120 Jahren. Bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts separierten sich die Frauen indes nicht in ihren Tearooms oder alkoholfreien Lokalen. Sie zechten, sofern unverheiratet, in den Männergesellschaften fröhlich mit. Erst mit dem Aufkommen bürgerlicher Familienvorstellungen entstanden die unterschiedlichen Trink-

gewohnheiten. Viele Frauen engagierten sich in den Temperenzler-Bewegungen, um den Alkoholmissbrauch zu bekämpfen.

Im Guten wie im Schlechten, die Wirtshäuser prägten das gesellschaftliche Leben im ländlichen und kleinstädtischen Appenzellerland – zumindest zeitweise mehr als in der übrigen Schweiz.

## Theater

# Zukunft des Zürcher Pfauensaals

Anton Beck

Als letzten Donnerstag im Restaurant «Santa Lucia» direkt neben dem Schauspielhaus eine Pressekonferenz stattfand, hätte es eigentlich um die Darlegung von Argumenten gehen sollen. Argumente, die zeigen, weshalb der Pfauensaal erhalten bleiben soll – entgegen dem im November 2020 vom Zürcher Stadtrat bekanntgegebenen Abbruch-Vorhaben. Der Verleger Matthias Ackeret hatte als Reaktion darauf das Komitee «Rettet den Pfauen!» gegründet und fand die Unterstützung vieler Prominenter (nicht nur Theaterleute, sondern auch Autoren wie Peter von Matt, Peter Stamm, Martin Walser).

Doch die Pressekonferenz wurde gekapert vom derzeitigen Co-Intendanten des Schauspielhauses, Benjamin von Blomberg – ein Befürworter des Abbruchs und entsprechend einer, der eigentlich zur Pressekonferenz des Komitees «Rettet den Pfauen!» nicht eingeladen war. So standen sich also beide Seiten gegenüber. Man stahl einander das Wort, es wurde laut, und es zeigte sich: Für die Zu-

kunft des Pfauensaals sind Emotionen ebenso wichtig wie Argumente.

Denn rein argumentativ ist das Problem um den Saal des Schauspielhauses schnell ausdiskutiert. Während die Befürworter des Abbruchs behaupten, dass der Pfauen durch technische Mängel längst überlebt sei und Zürich ein neues, anderes, modernes Schauspielhaus

### *Wer diese historische Stätte abreisst, stellt auch das aktuelle Schweizer Kulturverständnis in Frage.*

brauche, hält die andere Seite die Tradition des Pfauensaals dagegen. Ein modernes Theater habe das Schauspielhaus mit dem Schiffbau – kein Grund also, den traditionsreichen Saal abzureissen. Und technische Nachbesserungen seien natürlich auch jederzeit möglich.

Doch das genügt der anderen Seite nicht, die Fronten sind verhärtet. Silke Langenberg, die Vertreterin des Instituts für Denkmalpflege und Bauforschung (IDB), formulierte es so: «Will man einen SUV, wird man mit einem Oldtimer nie glücklich.» Die zentrale Frage ist daher: Wie wichtig ist Zürich seine Theater-Tradition?

#### «Weg ist weg»

In den 1930er und 1940er Jahren bot der Pfauen deutschen Theaterstars wie Leopold Lindtberg und Therese Giehse in schweren Zeiten die Möglichkeiten eines Exiltheaters. Jahre später prägten Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch mit ihren Uraufführungen den Pfauen und damit die ganze Schweizer Kulturgeschichte. Mindestens seit Dürrenmatt und Frisch repräsentiert der Pfauen eine Verwebung von Geschichte und Gegenwart. Wer diese historische

Stätte abreisst, stellt auch das aktuelle Schweizer Kulturverständnis in Frage. Ironischerweise setzt sich der Abriss-Befürworter von Blomberg zurzeit mit Dürrenmatt auseinander, er steckt in den Endproben von «Der Besuch der alten Dame».

Verleger Ackeret meint, dass es sich beim Pfauen um «etwas Emotionales für die Stadt und für die Leute hier» handle. «Die Abriss-Befürworter haben das Gefühl, wenn man den Saal abreisse und ein neues Theater baue, habe es einen internationalen Touch. Ich glaube, das Gegenteil ist der Fall.» In Zeiten der Globalisierung, in der man an jeder Ecke dasselbe «Starbucks»-Café findet, wirkt das nachvollziehbar. Denn ist der Pfauensaal erst einmal abgebrochen, ist auch die damit verbundene Geschichte unwiederbringlich verloren. Oder wie Ackeret sagt: «Weg ist weg.» Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* bezeichnete die Stadtzürcher Pläne als «Demolierung des Erbes» aufgrund «pseudoprogressiver Vorstellungen».

#### Es könnte eng werden

Nicht zuletzt spielt der finanzielle Aspekt eine Rolle: Rund 115 Millionen soll die Total-sanierung, deren genaue Pläne noch gar nicht vorliegen, kosten. Nun wird der Gemeinderat, das Zürcher Stadtparlament, über die Zukunft der nationalen Kulturstätte entscheiden – wann genau, ist unklar, aber es könnte eng werden. Dezidiert gegen den Abbruch gestellt haben sich bisher die SVP und die Alternative Liste (AL). Auch die FDP ist mehrheitlich kritisch. Aber SP und Grüne werden wohl den Plan der Stadtregierung unterstützen. Das Parlament wäre gut beraten, wenn es diese Schnaps-idee beherzt versenken würde. Käme der Abriss durch, hätte aber dennoch das Volk das letzte Wort.

## Jazz Entführung ins Jetzt Steff Rohrbach

Marc Johnson: Overpass. ECM 2671

Querdenker geniessen derzeit grosse Aufmerksamkeit. Als ob quer zur Wissenschaft stehendes Denken eine Qualität und nicht Vernunft das Gebot der Stunde wäre. Ihr Feld ist auch eines von Narzissten, die es überall gibt und die sich in der Politik, das zeigt sich im Nachhinein, besonders gravierend auswirken. Auch der Jazz ist nicht frei von Egomane, die um Wirkung buhlen, früh ein Soloalbum veröffentlichen und am liebsten jeden Ton dokumentieren. Allein, ihre Halbwertszeit ist gering – und Schaden richten sie nicht an.

Um Wirkung ging es beim ersten Bass-Soloalbum der Geschichte nicht: Barre Phillips' «Journal Violone» entstand zufällig. Phillips kam 33-jährig nach London, der New Yorker Freund Max Schubel bat ihn schlicht, Sound aufzunehmen. Ein Tontechniker und zwei Revox-Maschinen waren im November 1968 in der St James' Church dabei, als Phillips ohne elektronischen Schnickschnack das freie Feld mit neuen Spieltechniken öffnete.

Schubel fand die Musik hammermässig, sie wurde auf die Länge zweier Plattenseiten gestutzt und später unter Bassisten Kult. Es folgte die Zusammenarbeit mit ECM, aus der über die Jahre wohl zwanzig Alben mit Phillips resultierten, darunter die zweite und 2018 auch seine letzte Soloplatte.

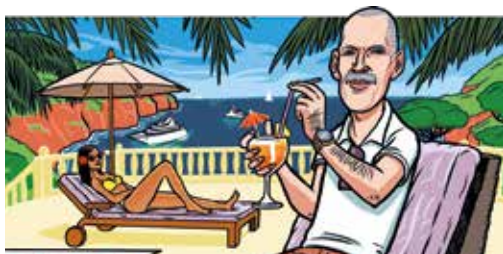
Weder zufällig entstanden noch das Werk eines Jungspunds ist das erste Soloalbum eines andern grossen Bassisten. Marc Johnson, 1953 in Nebraska geboren, ist kein Quer-, aber ein eigenständiger Denker. Er gehörte von 1978 bis zu Bill Evans' Tod 1980 zu dessen Trio. Seine Vorliebe für Gitarristen gipfelte in der Zusammenarbeit mit John Abercrombie und dem Doppelpack Bill Frisell und John Scofield, dazu stets Peter Erskine an der Seite, Bass und Drums als Yin und Yang.

Bereits der Opener, Eddie Harris' «Freedom Jazz Dance», deutet mit seinem Grundton als Ostinato, seinem lässigen Swing und der für Johnson typischen Transparenz bei aller Virtuosität an, was uns dieses Album beschert. Mit Miles' «Nardis» stieg Johnson schon in den Soli bei Evans in den Himmel, in dem er hier mit seinem «Samurai Hee-Haw» als «Samurai Fly» und mit Alex North' «Spartacus»-Soundtrack weitersegelt: insgesamt acht einnehmende Tracks eines bescheidenen Grossen, Balsam für die Seele, je nach Bassfrequenz eine Pankreasmassage – und insgesamt eine wunderbare Entführung ins Jetzt.



Schweizer Kulturgeschichte: Friedrich Dürrenmatt im Theatersaal am Pfauen, 1966.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Mein Seebad

Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Marina di Pietrasanta, einem Seebad in der Toskana. Die Versilia, so heisst der Küstenabschnitt, ist *not exactly* Neuland für Ihren Kolumnisten, er fuhr früher oft dorthin. Das war vor meiner Ibiza-Zeit und als ich noch meinte, man müsse immer im schicksten, oder wenigstens teuersten, Ort der Gegend wohnen. Weshalb für MvH seinerzeit nur Forte dei Marmi in Frage kam. Und keines der umliegenden Dörfer, die ich als «arme Cousinen» oder so bezeichnete.

Ja, das waren noch Zeiten. Nun ist man gereift, hoffentlich, und wie etwas aussieht in den Augen anderer Leute, ist ein bisschen weniger wichtig. Weshalb man Orte bereist, die sich nahe, bloss wenige Minuten entfernt, von dem «Leuchtturm» befinden, also ebenso schön gelegen sind, das gleiche Wetter und dieselbe Luft haben (Leser, die die Versilia noch nicht kennen, denken an Champfèr oder Silvaplana statt St. Moritz). Wo Hotels, Restaurants et cetera aber zehn bis zwanzig Prozent preiswerter sind, weil die Millionärsdichte leicht niedriger ist, doch alles andere vom Entwurf her vergleichbar. Mit anderen Worten: Viva la Halbdistanz.

Das Gesamtangebot des Reiseziels nordwestliche Toskana (Provinzen Lucca und Massa-Carrara) ist, von mir aus gesehen, schwer zu übertreffen, wenn Familien-Strandferien nachgefragt werden: von A wie Anreise (sechseinhalb Autostunden ab Zürich, falls man vorausplant und nicht bei dichtestem Verkehr durch den Gotthard will) bis O – Alpha et Omega, Sie wissen schon – wie olfaktorische Reize, es riecht fein, nach Lavendel oder Piniennadeln, alles top. Weiter sind die Häu-

ser hübsch mediterran, das Essen, *ma certo*, schmeckt, das Wetter ist sommers fast sicher gut / das Meer warm und die Mehrheit der Menschen ansehnlich.

Wenn wir's davon haben, folgenden *fun fact* (nur anekdotisch erhoben allerdings): Oben ohne sonnenbadende Frauen gibt es sozusagen keine. Dafür weisen Bikini-Bottoms im Schnitt (das soll keine Pointe sein) wohl die niedrigste Quadratzentimeterzahl auf, im internationalen Vergleich sind dagegen selbst Copacabana-Höschchen das, was der Berner *Glungesuuger* nennt. Welche Hintergründe führen zu dieser Dichotomie oben züchtig, unten rassig – das italienische Mutterbild, repressive Sexualmoral? Ich weiss es nicht, darüber müsste mal einer was schreiben, eine Seminararbeit an der Universität von Florenz vielleicht.

Zum (hochsubjektiven) Serviceteil: Empfehlenswert in Marina di Pietrasanta sind das «Caffè Margherita» und die Pasticceria Versilia für den Morgenkaffee, die Restaurants des Beach Club «Faruk» mittags sowie «La Conchiglia» abends. Ein Besuch in der Trattoria «Il Marzocco» ist die kleine Fahrt nach Pietrasanta wert. Und wenigstens ein Ausflug nach Forte dei Marmi muss sowieso sein. Es gibt dort, auf die Fläche runtergerechnet, möglicherweise am meisten Luxusmarken-Läden weltweit (habe ich bereits 2003 in dieser Zeitschrift geschrieben, es trifft immer noch zu). Ebenfalls das *people watching* macht Spass – obwohl es mir früher noch besser gefiel, als mehr blonde Italienerinnen zu sehen waren und weniger schlecht gelaunt

*Oben-ohne-Frauen gibt es keine. Bikini-Bottoms weisen die niedrigste Quadratzentimeterzahl auf.*

daherkommende Russinnen respektive deren Bodyguards, immerhin sind ihre Bentleys mit RUS- (plus die Lamborghini Urus mit kuwaitischen) Kontrollschildern sehenswert. Und, bevor ich's vergesse, ein Dinner im «Tre Stelle» stimmt fürs Auge sowie den Gaumen, während eines im «La Corte» das Portemonnaie schont.

Auf grosse Fragen, sagt Ihr Kolumnist gerne, gibt man am besten kleine Antworten, verliert also wenige Worte darüber. Darum ist der verbleibende Platz von zirka dreizehn Zeilen genau richtig bemessen für: «Und was hast du sonst so gemacht? Ich könnte höchstens einen

Tag am Strand rumliegen oder allenfalls zwei.» *Fair enough*. Ich habe nichts gemacht respektive erledigt. Um genau zu sein, ich lag nicht am Strand, ich sass. Und hatte kein Problem damit. Ehrlich: Dieser Pseudo-Aktivismus im privaten wie beruflichen Leben – «Meine Agenda ist randvoll» oder «Bis Ende des Jahres kein freies Wochenende mehr» – ist sehr nuller Jahre, *over* somit. Wer meint, anderen mitteilen zu müssen, er sei so wichtig, leistet sich besser Auszeiten, zeigt, dass er Musse hat. Besonders in den Ferien.



## UNTEN DURCH

### Hallo Polizeistaat

Linus Reichlin

Kürzlich geriet ich in eine Verkehrskontrolle. Als mich ein Polizeibeamter mit einem Leuchstab von der Strasse auf einen Carparkplatz hinunterwinkte, stand ich der Aktion noch sehr positiv gegenüber. Denn ich bin ein Freund der Polizei. Wenn man in der Schweiz die Polizei anruft, kommt sie. Aber viel wichtiger ist, dass sie nicht kommt, wenn man sie nicht anruft. In vielen Ländern dieser Erde kommt sie, obwohl man gerade schläft oder fernsieht, und plötzlich klopft es an die Tür, und dann weiss man auch schon, dass man den Fernseher für die nächsten dreissig Jahre ausschalten kann.

Natürlich kommt die Polizei auch in der Schweiz manchmal dann, wenn man sie nicht angerufen hat. Aber in diesen seltenen Fällen weiss man meistens, warum sie kommt, und ist deswegen vorsichtshalber gar nicht zu Hause. Die Polizei beginnt dann, den Flüchtigen zu suchen, und zwar im Umkreis des Kompetenzbereichs der Dienststelle. Böse Zungen sagen auch: im Umkreis zwischen dem einen Kaffeeautomaten und dem nächsten.



Falls die Polizei einmal mich suchen sollte, wird es mir egal sein, wenn sie mich findet, denn es gibt ja auch noch die Justiz. Man kann sich darauf verlassen, dass die Justiz den Täter vor den schlimmsten Auswirkungen seines Verbrechens schützt. Die Justiz ist liebenswürdig und bestraft nur, wenn es nicht anders geht. Und auch dann bestraft sie nur aus pädagogischen Gründen: Nach spätestens zehn Jahren Haft muss der Täter gelernt haben, dass er etwas Falsches getan hat. Andernfalls wird er gnadenlos aus der Haft entlassen und muss sich in der Freiheit zurechtfinden. Das bedeutet, seine Wäsche wird nicht mehr gewaschen, es wird nicht mehr für ihn gekocht, und auch mit dem Schlüsselbund muss er jetzt selbst rasseln.

Ich nehme an, in Italien muss er dann sogar die Miete selbst bezahlen, denn Italien ist meiner Meinung nach ein Rechtsstaat mit unmenschlichem Antlitz. In Italien steht die Polizei in Lederstiefeln an der Strada del Sole und winkt einen mit Leuchtstäben auf Carparkplätze. Dort behauptet sie auf Italienisch, man habe während des Fahrens mit dem Handy telefoniert. Das hat man auch tatsächlich getan, aber man hat nicht die Polizei angerufen. Und trotzdem ist sie gekommen, was, wie wir nun wissen, ein Indiz für einen «failed state with autocratic leadership» ist, wie Amnesty International das nennt.

Ich sagte also zu dem Carabinieri: «Why are you here? I didn't call you up! Is this North Korea?» Jetzt war er versessen darauf, das Auto genauestens zu kontrollieren. Er behauptete, das Warndreieck fehle. Aber wer nimmt denn schon ein Warndreieck mit in die Sommerferien! In den Ferien will man doch am Strand liegen und bei fliegenden Händlern Kokosnussstücke kaufen – man will nicht die ganze Zeit auf ein Warndreieck aufpassen müssen, das einem in Italien nur allzu schnell aus dem Kofferraum geklaut wird. Ungeachtet dessen drückte der für italienische Verhältnisse aussergewöhnlich dicke Carabinieri mir einen Strafzettel mit der Zahl 120 in die Hand, und damit war nicht sein Körpergewicht gemeint. Es war die Summe aus Telefonieren und Warndreieckmangel. Ich sagte: «Sixty, and we are friends.» Er nahm mir den Strafzettel aus der Hand, zerriss ihn und schrieb einen neuen mit der Zahl 300.

Ich sage es jetzt ganz ehrlich: Der Gedanke, in einem Polizeistaat zu leben, verdirbt mir gar

nicht unbedingt die gute Laune. Von mir aus kann man das europaweit einführen. Aber es müsste ein Polizeistaat sein, in dem die Polizei Leute kontrolliert, die anderer Meinung sind als ich, und nicht solche, die ohne Warndreieck Pizza essen wollen. Das wollte ich nur einmal gesagt haben!



## FAST VERLIEBT

### Sexlose Ehen

*Claudia Schumacher*

«Weisst du», klärte mich eine ältere Freundin bei einem Spaziergang auf, «irgendwann kommt man in einer langjährigen Beziehung an diesen toten Punkt, an dem es aus ist mit dem Sex.» Danach könne man sich überlegen, ob man trotzdem zusammenbleibe oder sich scheiden lasse, etwas Neues wage – «Nur bist du in der nächsten Beziehung nach fünfzehn Jahren am selben Punkt. Wozu also?», fragte sie rhetorisch und lächelte mich, den Grünschnabel, weise an. «Wenn Kinder involviert sind, trennt man sich nicht leichtfertig», fuhr sie fort, «ich jedenfalls habe mich ein zweites Mal für meinen Mann entschieden, als der Sex vorbei war.»

Ihr Schlusssatz hatte etwas Rührendes, auf eine Art fast etwas Romantisches. Dennoch musste ich trocken schlucken. Im Allgemeinen glaube ich meiner lebenserfahrenen Freundin. Ich selbst war noch nie lange genug in einer Beziehung, um das Problem mangelnder Anziehung kennenzulernen. Ich konnte ihr also nicht aus Erfahrung widersprechen. Das Thema beschäftigte mich aber weiter.

Ich finde Sex wichtig. Wenn meine Freundin also recht hatte – war es dann nicht aussichtslos, dem Traum von der ewigen Liebe hinterherzujagen?

Am nächsten Morgen erwachte ich mit einer meinungsstarken Rebellin der Romantik in meiner Brust: «Sicher gibt es Paare, die sich so fest lieben, dass sie auch noch als Tattergreise mit falschen Zähnen und Hängebrüsten übereinander herfallen!», sagte ich mir. Und als ich über dem Waschbecken energisch die Zähne schrubbte, kam mir der Gedanke, dass meine Freundin ihre Allgemeinaussage vielleicht nur deshalb gemacht hatte, weil sie ihre eigene Situation vor sich selbst rechtfertigen wollte.

Frohen Mutes setzte ich mich also an den Laptop und widerstand dem Impuls, das Problem zu googeln. Wahrscheinlich würden Statistiken zur Sexlosigkeit in Langzeitbeziehungen meiner Freundin recht geben. Dass anhaltendes Glück im Leben aber allgemein eher unwahrscheinlich ist, weiss ich auch so. Trotzdem will ich an mein eigenes Glück glauben, warum sollte ich sonst morgens aufstehen.

Beim nächsten Treffen mit meiner Freundin war ich also vollauf überzeugt, eines Tages zu den gutgebumsten Tattergreisinnen zu gehören. Trotzdem nahm es mich wunder, wie sie mit ihrer Situation umging. «Eine leidenschaftliche Frau wie du kann doch nicht ohne Sex leben!», sagte ich. Sie reist beruflich viel, trifft immer wieder interessante Männer – landet sie da nie mit einem im Bett? «Doch, natürlich», sagte sie und lachte. «Wenn ich weit weg bin, im Ausland, passiert das schon mal.» Das sei dann auch schön, und keiner werde dabei verletzt. Sie gehe davon aus, dass ihr Mann es mit gelegentlichen Seitensprüngen ähnlich handhabe – und ich freute mich für sie. Weil sie einen guten Umgang mit ihrer Situation gefunden hatte. Und so, wie ich das Leben verstehe, kommt es am Ende allein darauf an.



# Flüssige Seele des Olivenbaums

Ich hätte auch nie gedacht, dass ein Olivenbaum zu einem Freund werden könnte.

Nach der Beerdigung meines Freundes, des Olivenbaums, blieb ich noch eine Zeitlang auf dem südlichen Peloponnes, aber ich ging nicht mehr zu seinem Grab. Ich fuhr vorbei, das schon, stieg aus dem Auto aus und warf einen Blick zu seinem kleinen Grab mit der grossen Aussicht über Olivenhaine, die weit hinten im Meer versinken. Ich hoffte, dass seine Wurzeln in der Erde des Himmels einen Halt finden, und dann stellte ich mir vor, dass jede kleine Wolke das Wurzelwerk eines verstorbenen Olivenbaumes sei.

Mein Freund Jorgho begann sich Sorgen zu machen. Es ist ein Baum, Michali, ein Baum. Ich nickte und antwortete, dass ich das wüsste. Dass es ein Baum gewesen sei, nur ein Baum, und dass ich auch nie gedacht hätte, dass ein Olivenbaum zu einem Freund werden könnte, und dass ich vor ein paar Monaten auch nicht geglaubt hätte, dass in und unter der Rinde, in seinem Stamm, seinen Zweigen, Blättern, seinen Früchten eine Seele sitzt.

## Rauschen im Wind

Michali, sagte er, meine Familie besitzt 2000 Olivenbäume, seit Generationen stehen sie da, sie sind unser Leben, tragen mal mehr, mal weniger Früchte, sie rauschen im Wind, manchmal ächzen sie auch, aber sie haben kein Bewusstsein, also auch keine Seele. Ich weiss, antwortete ich, es ist meine Seele, die in ihm war. Michali, ist dir klar, dass du einen Baum geliebt hast, du mit ihm gesprochen hast wie ein alter, einsamer Mann auf einem Stuhl, der sich selbst die ganze Zeit Geschichten erzählt? Oder wie ein kleines Mädchen, das sich im Regen unter einen Baum stellt, die Tropfen von den Blättern fallen sieht und fragt: «Wieso weint der Baum?»

Aber die Frage war vielmehr, weshalb ich um einen Baum weine, nicht mit tatsächlichen Tränen, sondern innerlich, da war ein kleines Tränenmeer der Traurigkeit, dessen Wellen immer wieder hochschlugen. Ich habe mit meinem Freund, dem Olivenbaum, gesprochen. Unsere, meine Sprache ihm gegenüber bestand nicht aus gesprochenen Worten, wir teilten, ich teilte unausgesprochene Gedanken aus. Die letzten Dinge, wenn man so sagen kann, jene, die immer bei einem selbst bleiben, diese unmitteilbaren Geheimnisse, ein besseres Wort fällt mir nicht ein. All jenes, was im Menschen Einsamkeit wachsen lässt.



*Vielleicht, Michali, schwimmt ein wenig Meer in diesem Öl.*

Jorgho war rührend. Stellte mir eine Weinflasche voller Wasser mit einem Olivenzweig drin auf den Tisch und sagte, pflanz ihn in die Erde, sobald die ersten Wurzelfäden zu sehen sind, giesse ihn dann eine Zeitlang jeden Tag, und dann gehst du nach Hause in dein Land voller Tannen, Fichten und Platanen und vergisst ihn, und im Frühling kommst du wieder, sagst dem jungen Baum hallo, klopfst ihm auf den Stamm, und dann kommst du zu mir und wir reden. Du hast mir doch, als mein Grossvater gestorben ist, diese Worte gegeben von einer deutschen Dichterin, von den verlierbaren Lebenden. Ja, sagte ich, und von den unverlierbaren Toten.

## Der beste Platz, um tot zu sein

Ein paar Tage lang ging ich nicht mehr zu Jorgho. Ich ging schwimmen, spazierte durch Olivenhaine und setzte mich an das Grab des Schriftstellers Bruce Chatwin, etwas ausserhalb von Exochori, einem kleinen Bergdorf,

wo der Schriftsteller Patrick Leigh Fermor bei einer kleinen Kirche namens Agios Nikolaos die Asche von Bruce verstreut hatte. Es ist einer der schönsten Plätze der Welt und vielleicht der beste, um tot zu sein. Mir wurde klar, dass ich keinen neuen Olivenbaum wollte – oder erst, wenn mein Freund so lange tot wäre, dass ich ihn vermissen könnte, ohne mich nach ihm zu sehnen.

Kurz vor meiner Abreise ging ich nochmals bei Jorgho vorbei, wir assen eine Kleinigkeit, tranken Wein, redeten, blickten über das Nachmeer und hörten dem Herzschlag des Wassers zu. Er war ein guter Baum, sagte ich. Ich weiss, antwortete Jorgho. Er stand auf, ging in die Küche und kam mit einer Plastikflasche voller Olivenöl zurück. Das Öl ist von meinen Bäumen, von jenen, die ganz nahe am Meer stehen. Ich bilde mir ein, dass man es schmeckt, irgendwie scheint es ganz leicht salzig zu sein. Vielleicht, Michali, schwimmt ein wenig Meer in diesem Öl. Danke, mein Freund, sagte ich.

# Irrsinnig spannend

Roger E. Schärer, 74, schreibt leidenschaftlich gerne Leserbriefe. Bald publiziert er seinen 10 000. Beitrag.

Um fünf Uhr lese ich in der Bibel, danach bis zu vier Stunden die wichtigsten Zeitungen. Entdecke ich spannende Themen, schreibe ich spontan etwas dazu, das ist mein grosses Hobby. Bald wird mein 10 000. Leserbrief aufgenommen, wie mein Archiv belegt. Meinen ersten schrieb ich vor 47 Jahren, als Gymnasiast, in der *Züri-Woche*.

Heute bin der einzige Schweizer, der sogar regelmässig im *Spiegel*, im *Cicero* oder auch in der *Süddeutschen* Leserbriefe publiziert. Mich triggern die Bereiche Wirtschaft, Politik, Sicherheitspolitik und christlicher Glaube. Mir geht es um unsere Schweizer Werte, unsere einmaligen Institutionen, die direkte Demokratie, das Milizsystem, der Bürgersinn, Liberalismus, Freiheit und Gerechtigkeit. Mit wahrnehmungstarken Leserbriefen will ich darauf hinweisen, dass eben bei uns nicht immer alles gut läuft.

## Kampfkraft beim Schreiben

In Oerlikon aufgewachsen, prägte mich die soziale Durchmischung. Ich war ein ehrgeiziger, angepasster, gut erzogener Schüler mit grossem Gerechtigkeitsgefühl.

Ich wollte Pfarrer werden. Mein Vater riet mir aber davon ab. Er sagte, ich solle ja nicht von der Kanzel aus befehlen, sondern den lieben Gott machen lassen. Meine Mutter, die Familienchefin, sorgte für ihre sieben Kinder und unterhielt daneben noch Vaters Zahnarztpraxis.

In der Jugend sah ich auf zu Gottlieb Duttweiler. Anstatt ins Gymi zu gehen, sollte ich bei ihm eine Lehre machen, um Migros-Chef zu werden. Ich studierte dann Jura in

Zürich, wollte Richter werden, um Gerechtigkeit durchzusetzen, geriet dann in Wirtschaft, Politik und Armee. Nach dem Studium wurde ich Ressortchef Politik bei der Schweizerischen Bankgesellschaft – mit grossartigen Chefs wie Bankier Robert Holzach, von dem sich heutige Abzockerbanker eine Scheibe abschneiden sollten. Dann war ich 21 Jahre bei der Spälti AG, den Winterthur-Versicherungen, als Direktor Public Affairs

und rechte Hand von Nationalrat Peter Spälti. Als Head Executive Relations bei der Credit Suisse bescherte mir, als 53-Jährigem, ein Leserbrief über den Mord an Rabbi Abraham Grünbaum die Frühpensionierung. Meine Kritik am World Jewish Congress, an der Erpressung des Finanzplatzes und am Entschuldigungsbrief von CS-Präsident Mühlemann machte mich in der öffentlichen Wahrnehmung europaweit zum Antisemiten. Die mit mir befreundeten Shimon Peres und Rolf Bloch hielten zu mir. Als Selbstständiger beriet ich danach einen europäischen Regierungschef sowie Johann Schneider-Ammann auf seinem Weg in den Bundesrat.

Es gibt verschiedene Leserbriefschreiber: jene, die ihren Namen in der Zeitung lesen wollen. Dann die Empörten mit ihren Betroffenheitsleserbriefen, und die sich profilierenden, besserwissenden Weltbelehrer. Und dann gibt es Kampfliteraturleserbriefschreiber wie mich, die etwas für die Schweiz tun wollen und dafür auf ihre Erfahrungen zurückgreifen.

In erster Linie geht es mir um die «Wirkung im Ziel», wie es im militärischen Duktus heisst.



«Wirkung im Ziel»: Roger E. Schärer.

Ein guter Leserbrief sollte daher kurz, aktuell, irrsinnig spannend und wahr sein. Dafür braucht es Unabhängigkeit und Erfahrungswissen.

Man darf nichts Überbordendes schreiben, nicht ehrverletzend oder notwendig. – als Jurist weiss ich, wie weit ich gehen kann, um mich nicht angreifbar zu machen. Sprachqualität und Prägnanz sind wichtig, um einen Beitrag attraktiv zu gestalten.

Wenn ich mal nicht schreibe, schwimme ich. Oder fahre Velo. Meine

Frau, mit der ich seit 45 Jahren verheiratet bin, kommt meistens mit, sie macht sozusagen ihre Radfahrer-Offiziersschule. Dabei hilft mir heute ein E-Bike, denn meine physischen Kräfte sind nicht mehr wie die als junger Radfahrerkompaniekommandant. Nur die Kampfkraft beim Leserbriefschreiben wird niemals abnehmen.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



## THIEL

# Totalitarismus

**Tochter:** Du, Papa, was ist eigentlich Totalitarismus?

**Vater:** Totalitarismus ist etwas ganz Böses.

**Tochter:** Aber was genau ist es?

**Vater:** Es ist etwas Böses, das alle Menschen in seinen Bann zieht und keinen entkommen lässt.

**Tochter:** Und was genau hat so viel Macht, dass es das kann?

**Vater:** Äh, das ist schwierig zu sagen. Der Totalitarismus taucht in der Geschichte immer wieder auf und hat verschiedene Gesichter.

**Tochter:** Ich möchte es aber genau wissen.

**Vater:** Dann schau doch am besten mal im Duden nach.

**Tochter:** Hier steht: Totalitarismus bedeutet «alles erfassend, alles beanspruchend».

**Vater:** Siehst du? Da hast du es.

**Tochter:** Dann ist alles totalitär, sobald es alle und alles erfasst?

**Vater:** Offensichtlich.

**Tochter:** Das heisst, wenn der Gesundheitsminister Vegetarier ist und den Fleischkonsum in der ganzen Schweiz verbietet, dann ist das totalitär?

**Vater:** Sicher.

**Tochter:** Auch wenn er damit ganz vielen Tieren das Leben rettet?

**Vater:** Selbst dann.

**Tochter:** Und wenn das christliche Gebot der Verzeihung für allgemeingültig erklärt wird und Verbrecher nicht mehr bestraft werden können, sondern immer allen verziehen werden muss, dann ist das ebenfalls totalitär?

**Vater:** Scheint mir ziemlich totalitär.

**Tochter:** Und wenn der Gesundheitsminister eine Impfung über alles stellt, so dass einzig noch die Frage zählt, ob man geimpft ist oder nicht?

**Vater:** Klingt total totalitär.

**Tochter:** Totalitarismus beginnt offenbar mit netten Ideen.

Andreas Thiel

## Wunder von Schwyz

**Restaurant Magdalena:** Rickenbachstrasse 127, 6432 Rickenbach; Tel. 041 810 06 06. Dienstags und mittwochs geschlossen. 15 Punkte, 2 Sterne

In einer stilvollen Wohnüberbauung in Rickenbach, oberhalb von Schwyz, ist so etwas wie das jüngste Wunder der kulinarischen Schweiz zu beobachten. Zwischen den beiden Lockdowns im Jahr 2020 eröffneten der heute 29-jährige Dominik Hartmann und seine Frau Adriana zusammen mit Marco Appert das Restaurant «Magdalena».

Schnell wurde das ambitionierte Trio zum Szenengespräch, der «Gault Millau» erkannte früh das Potenzial: Dominik Hartmann wurde die «Entdeckung des Jahres» mit 15 Punkten; etwas später zog Konkurrent «Michelin» nach. Die zwei Sterne aus dem Stand sorgten zwar für viel Aufmerksamkeit, aber ob sie wirklich



ein Segen für das sympathische Team sind, ist einigermaßen fraglich.

Gemüse ist das kulinarische Leitmotiv von Dominik Hartmann, und die etwas tiefstaplerisch als «Tomatensalat» angekündigte Kombination aus verschiedenen Tomaten mit eingelegten Himbeeren, Pinienkernen, einem Granité von Stangensellerie und fermentierter Tomatenessenz zeigt, wie komplex das Thema ausgebreitet werden kann: Das Gericht ist ausgesprochen vielschichtig, voller Spannung

und unerwartet in seinen Aromen und Texturen. Etwas Saibling vom Sattel gibt es neben Blumenkohl und langzeitmarinierten Rüeblidann mit einer hervorragenden Sauerkraut-Beurre-blanc, und die sorgfältig drei Tage lang geschmorte Rinderhaxe mit fermentierten Gurken und Stachelbeeren ist auch kein Grund, ganz auf Fisch und Fleisch zu verzichten, auch wenn sie eher beiläufig ins Menü integriert werden.

Ohne Zweifel ist das «Magdalena» einen Ausflug wert. Während ich sonntagnachmittags an meinem Tisch sitze, zum Schluss noch eine pochierte Aprikose mit Lavendelcreme und Sauerrahmglyce esse und durch die raumhohen Fenster auf die Rigi und den Lauerzersee blicke, bin ich ziemlich zufrieden mit der kleinen Welt, wie sie sich mir gerade darstellt. Das hat viel mit der Atmosphäre hier zu tun, die geprägt wird von talentierten Gastronomen, deren Hingabe zum eigenen Handwerk mitreissend ist.

## WEIN/MARTIN KILCHMANN

### Lust auf ein zweites Glas

**Campredon AOP Languedoc 2019, Domaine Alain Chabanon.** 13,5 %, Fr. 19.50. Peter Kuhn Weine, Dielsdorf. [www.peterkuhnweine.ch](http://www.peterkuhnweine.ch)

Das Languedoc in Frankreichs Midi ist das Weinmeer, in dem geübte Schwimmer noch immer manch wunderbare Entdeckungen machen können: fruchtbetonte, stoffige, dichte Weine, die unkomplizierten Trinkgenuss bereiten und das Budget nicht zu stark belasten. Ein krass hoher Alkoholgehalt haftet ihnen gelegentlich als kleiner Makel an. Er ist der Klimaerwärmung geschuldet und geht auf Kosten der Bekömmlichkeit.

#### Ganzheitlichem Denken zugetan

Kürzlich kamen mir nun allerdings die Weine von Alain Chabanon aus Lagamas ins Glas, an denen dieser Einwand vorbeizieht. Sie trumpfen mit Frische, Eigenart und Charakter wie nur wenige Gewächse aus dem französischen Süden. Und kein Wein hat mehr als 13,5 Prozent Alkohol.

Eine Erklärung dafür liegt in der Rebbearbeit: Chabanon pflegt seine Pflanzen nach biodynamischen Kriterien. Er steht da natürlich nicht alleine: Spitzenwinzer aus der ganzen Welt verabschiedeten sich in den letzten Jahren vom konventionellen Rebbau und erzeugen Weine ohne Chemieinsatz. Die auf den Anthroposophen Rudolf Steiner zurückführende Biodynamik ist eine besonders ra-

*Es sind «trinkige» Weine im besten Sinn – einfach ohne simpel zu wirken.*

dikale und häufig kritisierte Methode des natürlichen Landbaus, weil sie auch den Einfluss der kosmischen Kräfte berücksichtigt und speziell aufbereitete Kompostpräparate verwendet.

Chabanon lässt sich von der Kritik nicht beirren. Dem ganzheitlichen Denken zugetan, sieht er in der Biodynamie die beste Methode, gutstrukturierte, komplexe, authentische und feine Weine zu erzielen. Sie führt zur Verbesserung der Bodeneigenschaften, ermöglicht ein harmonisches Wachstum der Reben

dank grösserer Widerstandsfähigkeit und eine gut verlaufende natürliche Gärung ohne Einsatz von Reinzuchtheften.

Grossartig gelungen sind Chabanons Spitzenweine – akkurat austarierte Cuvées aus Mourvèdre, Syrah und Grenache, aber auch reinsortige Gewächse wie der fabelhafte Merlot «Le Merle aux Alouettes». Man muss aber nicht so hoch fliegen, um des Winzers Kunst zu geniessen. Schon die ohne Holzeinfluss ausgebaute Basislinie besitzt Klasse. Es sind «trinkige» Weine im besten Sinn – einfach ohne simpel zu wirken.

Der kleine Bruder des Merlot, «Le Petit Merle», ist ein feinwürziger, leiser Vertreter dieser Sorte, die oft zum Lautsprecher mutiert. Seine verspielte Frucht und sein noch strenges, feinkörniges Tannin sind von ungewöhnlicher Finesse. Heute schon zugänglicher präsentiert sich der Campredon, eine Assemblage von Merlot, Syrah und Grenache. Der tiefgründige Wein verbindet eine mineralische Würze mit floralen Noten und endet lang und aromatisch vielschichtig. Beide Weine besitzen animierenden Trinkfluss und machen Lust auf ein zweites Glas.

# Meine erste Harley

Eine Harley-Davidson zu fahren, ist eine sehr individuelle Sache: Ausfahrt mit der Fat Boy Spartacus, made in Dietikon.



Zunächst müssen wir eine Sache kurz klären, weil der Gebrauch von weiblichen und männlichen Formen in der deutschen Sprache zurzeit etwas durcheinandergerät: Es heisst «die» Fat Boy, weil es auch «die» Harley-Davidson heisst. Damit sind wir schon mitten im Thema, denn als Töfffahrer sah ich mich nie auf einer Harley – ich halte mich für zu wenig wild, bin aber offensichtlich auch kein Anwalt, besitze keine Werbeagentur oder dergleichen.

Das ist zugegebenermassen ziemlich klišiert, aber kaum eine andere Motorradmarke ist mit so vielen Bildern und Mythen und auch Klischees verknüpft wie die des 1903 gegründeten Herstellers Harley-Davidson aus Milwaukee, Wisconsin. Damit sind wir beim zweiten zentralen Punkt: Eine Harley ist eine sehr individuelle Angelegenheit. Kaum eine Maschine fährt in Werksausführung durch die Strassen, sondern sie wird – oft mit viel Aufwand und Liebe zum Detail – individuell auf die persönlichen Bedürfnisse und den eigenen Stil angepasst.

## Zeit für einen Whooper

Ein Meister der Individualisierung ist Rainer Bächli in Dietikon. Der Geschäftsführer der sinnvollerweise «Harley-Heaven» genannten Firma, die sich unter anderem auf massgeschneiderte Töffumbauten spezialisiert hat, lässt mich für ein paar Tage seine liebevoll umgestaltete Fat Boy mit dem Namen «Spartacus» fahren. Ich habe mich selbst zwar nie als Harley-Fahrer gesehen, aber der Moment, als Arnold Schwarzenegger in «Terminator 2» auf einer Fat Boy – ohne

Licht und Helm natürlich! – zu Beginn des stilprägenden Films durch das nächtliche Los Angeles fährt, hat mentale Spuren hinterlassen.

Nun fahre ich selbst, umweht von diesem charakteristischen, bösen Knattern, auf der in Grau und Schwarz gehaltenen Fat Boy durch das Limmattal, an abgemähten Weizen- und erntereifen Maisfeldern vorbei. Aus den Schrebergärten riecht es nach grilliertem Fleisch, und im «Burger King» in Spreitenbach nehme ich mir die Zeit für einen Whooper.

Insgesamt scheint mir das eine sehr gelungene Harley-Premiere. Die Bächli-Fat-Boy ist ein wunderbares Motorrad mit Luftfederung für die entspannte Ausfahrt, der Milwaukee-Eight Big Twin mit 1868 Kubikzentimeter Hubraum beschleunigt die Maschine mit mächtigen 155 Newtonmeter Drehmoment mühelos und schnell. Kurven nimmt man mit dem massiven hinteren Reifen besser etwas entspannt, aber zu schnell will eine Harley wie diese sowieso nicht gefahren werden. Wer so viel Arbeit und Geld in ein Einzelstück investiert hat, will schliesslich gesehen werden. Und unvergessen wie die «Terminator»-Szene wird mir von meiner ersten Harley dieser unverwechselbare, kernige und fast etwas schnoddrig klingende satte Sound bleiben, mit dem sie einen durch die Landschaft trägt.

Harley-Davidson Fat Boy Spartacus (Harley-Heaven, Dietikon)

**Motor/Antrieb:** Milwaukee Eight V2, 6-Gang-Schaltung; **Hubraum:** 1886 ccm; **Leistung:** 95 PS/70 kW; **max. Drehmoment:** 155 Nm/3250 U/min; **Verbrauch:** 5,5 l/100 km; **Preis inkl. Umbau:** Fr. 55 000.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Klang der Ewigkeit

Spirio-Flügel von Steinway & Sons:  
Ab 129 000 Franken erhältlich

Diese Flügel spielen wie von Geisterhand, und Heinrich Engelhard Steinweg dreht sich womöglich im Grab herum. Vielleicht wäre der Möbelschreiner und deutsche Amerika-Auswanderer, der die Höfe dieser Welt im 19. Jahrhundert mit seinen Steinways belieferte, vom Spirio-System aber auch hochbeglückt.

Spirio? Das ist die verblüffende Technik, die die jüngsten Steinway-Erben ihren Instrumenten einhauchen. Sie lässt die Tasten bewegen, ohne dass der Pianist in diese greift. Wie einst in den Saloons der Revolverhelden, einfach handelt es sich nun um einen High-End-Konzertflügel. Fast die Hälfte ihrer Instrumente rüsten die Klavierbauer von Steinway & Sons in Hamburg und New York mittlerweile damit aus.

Der Klang ist so perfekt, als sässe der Virtuose selbst am Flügel. Eigentlich tut er das auch, denn Spirio spielt die mechanischen Daten mit über tausend Dynamikstufen aus der elektronischen Bibliothek der Steinway-Artists ab. Per Knopfdruck holt man sich so Werke von Billy Joel über Duke Ellington bis Rachmaninow spielend einfach und optisch unwiderstehlich in die eigenen vier Wände.

Natürlich kann man mit einem Spirio-Flügel, dessen über 12 000 Teile in Handarbeit zu einem Ganzen gefertigt werden, auch selber musizieren. Informationen erhalten Sie auf eu.steinway.com oder beim Zürcher Fachgeschäft Musik Hug. Die Produktion des Instruments dauert übrigens mehr als ein Jahr.

*Benjamin Bögli*

# In der palliativen Wohlfühlzone

«Anders ist besser als besser» ist eine praktische Nagelprobe beim Definieren einer tauglichen Strategie. Denn Differenzierung ist auf dem Schlachtfeld der austauschbaren Produkte nämlich alles, wenn man keinen Preiskrieg führen will, den sowieso keiner gewinnen wird. Aufhorchen lässt die Differenzierung des Produkts Kaex eines Schweizer Start-ups, das derzeit offensiv vermarktet wird. «Kaex Basic» enthält Vitamine und Spurenelemente, die Variante «Dolo» Acetylsalicylsäure, denselben Wirkstoff, wie er auch in Aspirin oder Alka-Seltzer enthalten ist. Das zentrale Versprechen des Werbefeldzugs hingegen ist, dass Kaex den Partygänger nach einer durchzechten Nacht wieder auf Touren bringt. Man muss nicht Moralist sein, um die Bagatellisierung des Exzesses über den Produktnutzen nicht mindestens bemerkenswert zu finden. Das Marketing des Produkts darf als emblematisch für das Null-Risiko-Klima einer palliativen Wohlfühlgesellschaft gedeutet werden, in der Konsequenzen wegoptimiert werden.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Anästhesierung des Exzesses.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Warum sind so viele junge Menschen links? Es heisst ja, wer jung nicht links sei, habe kein Herz, wer im Alter nicht rechts denke, habe keinen Verstand. Es gibt doch auch geschickte Junge – die aber trotzdem links sind. Martin K., Huttwil*

Sie fragen: Warum sind so viele junge Menschen links? Man kann oft nicht verstehen, dass man so links denken und, noch schlimmer, so links handeln kann. Aber was heisst denn links? Wer links ist, ist für mehr Staat, für staatliche Eingriffe, für die Umverteilung des Geldes, gegen die Eigenverantwortung der Bürger und für den Internationalismus. Wer rechts steht, ist für die Eigenverantwortung des Bürgers, für die persönliche Freiheit, für einen beschränkten Staat und für die Souveränität der Schweiz.

Bei jungen Leuten, die noch keinen Beruf haben, die noch nichts erschaffen haben,



nichts verdienen und nichts versteuern müssen, ist es eher begreiflich, dass jemand unbeschwert für die staatliche Bevormundung ist. Denn er bezieht von morgens bis abends vom Staat seinen Unterhalt und lebt ohne Sorgen in die Zukunft, was er auch ändern gönnen möchte – als eine Sache des Herzens, nicht des Verstandes. Sobald er dann ins Erwachsenenleben eintritt und für seinen Unterhalt selber sorgen und einer Arbeit nachgehen muss, ändert sich die Einstellung. Vielleicht heiratet er,

gründet eine Familie und hat Kinder. Dann sieht das sorglose linke Leben anders aus. Das Notwendige des Lebens übertrifft dann die Illusionen. Er wirft das Linke über Bord. Das gebietet der Verstand. Aber es gibt auch ältere Leute, die keinen Verstand haben und noch bis ins hohe Alter glauben, die linken Illusionen fortführen zu wollen, denn es gibt ja eine Grosszahl von Leuten, die direkt oder indirekt vom Staat leben, vor allem in der Politik. Auch diese verteilen gerne – vor allem das Geld anderer.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Géraldine Knie

Die Direktorin des Circus Knie blickt auf turbulente Monate zurück. Nun tourt sie mit dem Familienunternehmen wieder durch die Schweiz.

Der Pressewagen des Circus Knie ist die Schnittstelle der Welten. Hier pflegt die berühmteste Familie des Landes spezielle Gäste zu empfangen. Géraldine Knie korrigiert: «Für uns sind alle Gäste speziell. Jeder Zirkusbesucher und jede -besucherin ist für uns quasi ein Star auf der Tribüne.» Die Direktorin nimmt einen Schluck Mineralwasser und blickt nachdenklich über den Holztisch. Hinter ihr liegen schwierige Zeiten. Am 28. Oktober des Vorjahres hatte die Tournee 2020 in Zürich aufgrund der behördlichen Massnahmen jäh abgebrochen werden müssen – nach bloss 56 Tagen.

Sie erzählt: «Ich wusste schon vor der Vorstellung, dass es die letzte Aufführung sein würde, und nahm mir vor, nochmals das Beste zu geben. Informiert habe ich unsere Leute erst nachher. Das war ein Drama für alle. Urs Wehrli von Ursus & Nadeschkin, der mir sehr nahesteht, nahm mich in die Arme, und wir weinten gemeinsam. Die Solidarität der ganzen Belegschaft war überwältigend. Einerseits wussten wir, dass wir keine andere Möglichkeit haben. Andererseits war da diese grosse Trauer darüber, so lange gewartet und so viel Hoffnung reingesteckt zu haben, um dann dieses abrupte Ende erfahren zu müssen.» Damals sei für sie eine Welt zusammengebrochen – «unsere ganze Zirkuswelt».

## Fast wie vor der Pandemie

Umso schöner sei es, nun zurück im Geschäft zu sein: «Obwohl wir weiterhin viel improvisieren müssen, die Auflagen von Stadt zu Stadt variieren und wir nie genau wissen, was am nächsten Tag sein wird, sind wir besser auf die Situation vorbereitet als vor einem Jahr.» Im Zirkus gelte das Prinzip wie bei anderen Grossveranstaltungen: Wer geimpft, genesen oder getestet sei, erhalte Zutritt zum Chapiteau und könne sich ohne Maske frei bewegen. Wenn man einmal drin

sei, fühle man sich fast wie vor der Pandemie. Zur heiss diskutierten Impffrage hat Géraldine Knie eine klare Meinung – lässt aber gleichzeitig Spielraum offen: «Ich bin geimpft. 97 Prozent unserer Belegschaft haben sich freiwillig impfen lassen.» Letztlich basiere aber alles auf Eigenverantwortung und Selbstbestimmung: «Wenn jemand gegen die Impfung ist, akzeptieren wir das.» In der



Standing Ovations: Zirkusdirektorin Knie.

Manege spürt Géraldine an jedem Abend, wie sehr der Circus den Menschen gefehlt hat: «Wir erhalten praktisch nach jeder Nummer Standing Ovations. Das habe ich in dieser Form noch nie erlebt.»

Als spezielle Highlights bezeichnet sie die Auftritte des Duos Full House («Sie bringen die Menschen zum Lachen. Das ist in diesen Zeiten ganz wichtig») – und die Zirkuspremiere von Bastian Baker: «Er ist ein sensationeller Enter-

tainer, ein grosser Sänger und als ehemaliger Spitzensportler auch ein talentierter Artist.» In einer Nummer balanciert Baker auf dem Rücken eines Pferdes, in der anderen bewährt er sich als Luftakrobat. Fast noch stärker sei er nur auf dem Fussballplatz: «Als Torhüter ist er schnell zum Schlüsselspieler des FC Knie aufgestiegen.»

Apropos FC Knie. Diese alte Tradition lebt wieder auf. Géraldine Knie: «Als wir im vergangenen Jahr während Monaten in unserem Winterquartier in Rapperswil-Jona festsassen, war das tägliche Fussballspiel eine wichtige Ablenkung für die Artisten. Vor allem die Kolumbianer schöpften grosse Lebensfreude aus den heiss umkämpften Partien.»

## Wiedergefundene Lebensfreude

Géraldine Knie lacht viel beim Gespräch. Die gute Laune ist in ihr Leben zurückgekehrt. Gleichzeitig weiss die Direktorin spätestens seit verganginem Jahr, wie brüchig das Glück ist: «Obwohl wir uns auf Reserven stützen konnten, hatten wir existenzielle Sorgen.» So behält sie zusammen mit der administrativen Direktorin, ihrer Cousine Doris Knie, die wirtschaftliche Entwicklung genau im Auge – und ist froh, dass sie auch in diesen harten Zeiten niemanden entlassen musste: «Wir beschäftigen zum Teil Mitarbeiter, die schon vierzig Jahre bei uns sind. Das hätte ich nicht übers Herz gebracht.»

So geht die Reise für das bekannteste Schweizer Familienunternehmen weiter. Bis am 19. September gastiert der National-Circus in Genf, dann in Lausanne (23. September bis 10. Oktober) – ehe das traditionsreiche Gastspiel auf dem Zürcher Sechseläutenplatz folgt: «Dort schliesst sich ein Kreis», sagt Géraldine Knie. Und wünscht sich nichts mehr, als dass die wiedergefundene Lebensfreude mehr als eine zirkensische Illusion ist – viel mehr.

Thomas Renggli

# Der rasendste Reporter

Er kannte Alfred Hitchcock, Grace Kelly und Romy Schneider.

Jack Stark, 85, erfand den People-Journalismus – und er will noch tausend Bücher lesen.

Thomas Renggli

Ich bin eigentlich ein Bünzli. Ich war zwar oft mit Prominenten zusammen; aber wirklich zu ihnen gehört habe ich nicht.» Jack Stark spricht mit der Gelassenheit eines Mannes, der sich nichts mehr zu beweisen hat – und fügt dann lächelnd an: «Aber wenn man ständig mit berühmten Persönlichkeiten zusammen ist, wird man irgendwann selbst berühmt.»

Der Zürcher begründete in den 1960er Jahren ein neues journalistisches Metier – dasjenige der People- und Gesellschaftsreportage. Seine Premiere feierte der Rechtsanwalt eher zufällig – als er 1964 am Filmfestival Locarno einen befreundeten Fotografen traf und für ihn spontan ein paar Bildlegenden für den *Blick* verfasste.

## Tagesgespräch

Die kurzen Zeilen waren derart pointiert formuliert, dass sich die Ringier-Leute nach dem Verfasser erkundigten – und Jack Stark 1965 zum ersten Schweizer Promi-Jäger beförderten. Die Kolumne «Mit Chasseur dabei» wurde zum Tagesgespräch und zum Pflichtstoff in der Medienwelt. Denn Dr. iur. Jack Stark fand mit seiner diskreten und vertrauensvollen Art den Zugang zu allen. Er war mittendrin, hielt aber stets Distanz. Und er traf fast immer ins Ziel – wie ein versierter Jäger halt. Von Heidi Abel bis Sonja Ziemann mussten sich die Träger berühmter Namen damit abfinden, dem *Blick*-Reporter zu begegnen. Trafen die Promis ein, war Stark normalerweise schon dort – und nur er. Rückblickend sagt er: «Von Rudeljournalismus hielt ich nichts. Pressekonferenzen konnte man auch auslassen. Denn dort schrieben am Schluss alle das Gleiche.»

Stattdessen führte er seine Recherchen manchmal noch bis ins Morgengrauen weiter. Im Hotel «Baur au Lac» half er dem legendären Patron Charles Kracht, im Keller die Disco «Diagonal» zu etablieren. Starks Geheimrezept: Gala-Abende mit Popstars und anderen bekannten Menschen. Und Jack Stark selbst

war meistens dabei. Es heisst, er sei damals der einzige *Blick*-Mitarbeiter gewesen, der offiziell die Erlaubnis hatte, erst nach dem Mittagessen auf der Redaktion zu erscheinen.

1969 schrieb Jack Stark für Paola Del Medico den Text zum Lied «Bonjour, bonjour». Die St. Gallerin landete beim Eurovision Song Con-



Zugang zu allen: Journalistenlegende Stark.

test auf dem fünften Platz und lancierte damit ihre Karriere. Im selben Jahr wurde Stark Chefredaktor der Fernsehzeitschrift *Tele*. Er machte aus der eher stiefmütterlichen Postille ein attraktives Hochglanzmagazin, steigerte die Auflage von 80 000 auf 250 000, und seine spektakulären Leseraktionen schlugen hohe Wellen. Stark führte *Tele*-Kreuzfahrten im Mittelmeer und *Tele*-Skiwochen in Grindelwald durch, *Tele*-Reisen ins Disneyland oder ins Weingebiet Bordeaux. Er veranstaltete *Tele*-Konzerte mit Künstlern wie Udo Jürgens, James Last, Esther und Abi Ofarim oder Shirley MacLaine, organisierte bunte Abende mit Rudi Carrell und anderen

prominenten Gästen sowie einmal im Jahr den eleganten *Tele*-Ball im Zürcher Kongresshaus und die fröhliche *Tele*-Party in den Redaktionsräumen: «Heute sind solche und ähnliche Leseraktionen eine Selbstverständlichkeit, damals waren sie noch weitgehend Neuland.» Nach seinem Abgang bei *Tele* suchte Stark 1977 nach einer neuen Aufgabe – und fand sie dank seinem alten Freund Udo Jürgens. Weil der sein Management samt Wohnsitz von München nach Zürich verlegte, kam Stark als Pressechef zum Zug.

Doch für viele blieb er immer der galante Promi-Jäger. Er war in Wien vor Ort, als Yul Brynner, Sean Connery und Stephen Boyd in der legendären «Eden-Bar» Wodka (Brynner), Scotch (Connery) und Bourbon (Boyd) bestellten und der Kellner die Gläser brachte. Die prominente Kundschaft reagierte empört: «Not glasses – bottles!» Sean Connery traf er mehr als einmal – beispielsweise 1966 in London bei den Dreharbeiten zum James-Bond-Film «You Only Live Twice». Stark erinnert sich: «Connery war nicht sonderlich gut gelaunt. Doch als ich mich mit den Worten «My name is Stark, Jack Stark» vorstellte, konnte er sich ein Schmunzeln nicht verkneifen.»

Als Connery später für eine Filmpremiere in Zürich weilte und alleine hätte zu Abend essen müssen, meldete sich sein Management bei Stark und erkundigte sich, ob der Journalist nicht Zeit hätte, mit dem Hollywood-Star in der «Kronenhalle» zu dinieren. Der Angefragte nahm sich gerne Zeit – weil es seiner Berufung entsprach: «Damals kümmerte sich im Schweizer Journalismus sonst niemand um diese Themen. Dies verhalf mir quasi zu einer Monopolstellung.» Stark, früher bei dem Zürcher Studentenklub Racing ein ambitionierter Fussballer und mit einer 100-Meter-Bestzeit von 11,2 Sekunden der schnellste Reporter weit und breit, unterhielt sich mit Connery eine Nacht lang angeregt über Fussball: «Er war ein grosser Fan von Celtic Glasgow und früher selbst ein talentierter Ki-





«Irgendwann wird man selbst berühmt»: Stark (l.) mit Sean Connery (London, 1966)...



...mit Udo Jürgens (2. v. r.) und Kindern (München, 1968); mit Mick Jagger (Zürich, 1967)...



...mit Céline Dion (Dublin, 1988); und mit Alfred Hitchcock (Zürich, 1972).

cker. In seiner Jugend hatte er ein Profi-Angebot von Manchester United abgelehnt.»

Stark wusste und weiss fast alles – auch, dass Romy Schneider eine Kleinwohnung in Zürich Höngg besass. Alfred Hitchcock verriet ihm im Hotel «Baur au Lac» unter vier Augen, dass er «Shadow of a Doubt» für seinen besten Film

hielt. Gegen Anthony Quinn spielte er während des Filmfestivals in Cannes Tennis und verlor 0:6, 0:6. Er war dabei, als der Türsteher des Zürcher Nachtclubs «High Life» einem ungepflegt wirkenden Herrn den Einlass verweigerte: Mick Jagger, nach dem legendären Rolling-Stones-Konzert im Hallenstadion. Stark war

an vorderster Front dabei, als sich in München zwei lokale Playboys um Uschi Glas prügeln – und dem einen die Hälfte des Ohrs abhandeln. Am Rande der TV-Unterhaltungssendung «Der goldene Schuss» in Monte-Carlo traf er Fürstin Gracia Patricia – und hievte sie in die *Blick*-Kolumne «Auf ein Bier mit Dr. Stark».

### Frühstück am Mittag

Wird Jack Stark, der mit Vornamen eigentlich Herbert heisst und seinen Rufnamen dem Fussballer Jacky Fatton zu verdanken hat, auf das Verhaltensmuster von Prominenten angesprochen, sagt er klipp und klar: «Je unwichtiger, desto komplizierter; je berühmter, desto weniger Ego.»

Privat fand er das Glück mit seiner Susanne – eher zur Überraschung seines Umfelds: «Als wir 1971 heirateten, gab uns niemand eine grosse Chance. Susanne arbeitete als Model – ich

*«Je unwichtiger, desto komplizierter; je berühmter, desto weniger Ego.»*

war als Journalist pausenlos unterwegs.» Es sollte eine gravierende Fehleinschätzung sein. Im kommenden Herbst feiert das Paar die goldene Hochzeit. Die Töchter Alexandra, 47, Liza, 45, benannt nach Liza Minnelli, und Nina, 41, werden dann mit ihren Eltern anstossen – falls es die Pandemie erlaubt. Grosser Stolz von Jack Stark sind seine Enkel, die Zwillinge Dario und Alessio, 14: «Sie spielen bei den C-Junioren des FC Küsnacht», sagt der Grossvater lächelnd.

Auf die Frage, was er jungen Journalisten heute raten würde, sagt er: «Lernt zuerst gut schreiben – und dann lest so viele Bücher wie möglich.» Wirklich schreiben könne man nur, wenn man lese, lese und lese: «Ich selbst habe 2000 Bücher zu Hause. Gelesen habe ich bis jetzt nur die Hälfte. Ich hoffe, dass ich die Zeit erhalte, die anderen tausend ebenfalls zu lesen.»

Jürg Ramspeck, der Doyen der kultivierten Alltagspoesie, bezeichnete Stark einmal liebevoll als «willensstarken und trinkfesten Hautdegen, der den Prominenten auf Augenhöhe begegnete». Obwohl im zürcherischen Zumikon mittlerweile in gemächlicherem Tempo unterwegs, hat Stark diesen Lebensgeist bewahrt. Wer ihm zuhört, realisiert schnell: Dieser Mann könnte noch diverse Fortsetzungen seines Bestsellers «Starks Blick» schreiben. Im Telefonbuch steht als Berufsbezeichnung: «Dr. iur. Journalist». Auch sein Lebensrhythmus orientiert sich noch an seinem früheren Tagesablauf: «Am Morgen schlafe ich, am Mittag wird in aller Ruhe gefrühstückt, danach können Sie mich anrufen.» Jack Stark ist am 5. Februar 2021 85 Jahre alt geworden. Im Geist und im Herzen ist er aber noch so jung wie damals in den wilden sechziger Jahren.

# Privilegierte Empfindlichkeit

Wer profitiert eigentlich von der Politik der deutschen Grünen jenseits der Klimasorgen?



Deutschland steht kurz vor den Wahlen. Die erstaunlichste Partei sind für mich die Grünen; bei keiner anderen Fraktion lässt sich der Widerspruch zwischen dem, was sie – in gesellschaftspolitischen Fragen (nicht klimapolitisch) – zu sein vorgibt, und dem, was sie tatsächlich ist, vortrefflicher beobachten. Sieben Schlagzeilen, die in den vergangenen Monaten für Furore gesorgt haben.

1 — «Berliner Grüne schneiden Männer aus Foto» (*Spiegel*). Den Grünen liegen moralische Werte am Herzen. Ihren Kampf für die Frau demonstrieren sie darum gerne öffentlichkeitswirksam und posteten ein Foto, auf dem nur Frauen sind – um die Frauen im Team hervorzuheben. Von Moral zu Doppelmoral ist es nur ein Tweet: Die Männer am Bildrand haben sie einfach weggeschnitten. Nun gut, indem man die Männer entfernt, macht man Frauen ja auch sichtbarer. Hallo, Emanzipation!

2 — «Grüne schneiden <Indianerhüuptling> aus Parteitagvideo» (*B.Z., Berlin*). Den Grünen ist Toleranz wichtig. Leider ist der schlimmste Fauxpas ever einer Grünen passiert: Sie hat das verbotene Wort «Indianerhüuptling» ausgesprochen. Das fordert natürlich Empörung unter grünen Anhängern: Der Begriff sei diskriminierend, rief man, sie entschuldigte sich, und die Freveltat wurde aus der Welt zensuriert. Es ist anzunehmen, dass die grüne Toleranzschwelle eher tief, dafür der Hang zur Empfindlichkeit umso grösser ist.

3 — «Hamburger Grüne – Ideologie wichtiger als das Grundgesetz?» (*Welt*). Der übersteigerte Fokus auf äussere Merkmale wie das Geschlecht gehört bei den Grünen zur DNA, darum will eine Justizsenatorin ein Paritätsgesetz durchboxen: Es soll Parteien verpflichten, ihre Kandidatenlisten mit gleich vielen Männern wie Frauen zu besetzen.

Es ist verblüffend, wie rasch man bereit ist, demokratische Prinzipien nach Bedarf auszuhebeln, wenn sie nicht im Sinne der eigenen Ideen sind. Denn dass schon mehrere Verfassungsgerichte anderer Länder das geplante Gesetz abgelehnt haben, weil es «die Freiheiten der Parteien» bei der Aufstellung von Kandidaten beschränke – das kümmert sie offenbar nicht. Die Grünen behaupten von sich, liberal zu sein. Wenn Freiheitsbeschränkung liberal sein soll, glauben sie wahrscheinlich auch, dass Bevormundung («Grüne wollen TV-Werbung für Fast Food verbieten», *Welt*) progressiv ist.

4 — «Grünes <Debakel> an der Saar – Spitzenkandidat Ulrich wirft Baerbock <Eingriff ins Wahlrecht> vor» (*NZZ*). Die Grünen geben vor, für Gleichberechtigung einzustehen. Als neulich an einem Parteitag die Kandidatin durchfiel, die sich für Listenplatz 1 bewarb, und dafür ein Mann gewählt wurde, hagelte es parteiinterne Kritik und Anfeindungen gegen ihn; man verlangte, dass er auf Platz 1 verzichte, um eine Neuaufstellung zu ermöglichen. Auch Kanzlerkandidatin Annalena Baerbock habe sich ein anderes Ergebnis «gewünscht», liess diese verlauten.

So eine Wahl hat natürlich ihre Nachteile, etwa, wenn das falsche Resultat herauskommt. Und wählt selbst die eigene Basis falsch, muss man eben korrigierend eingreifen – demokratisches Wahlergebnis hin oder her. Der Umgang der Grünen mit Männern fällt auf durch Ungleichbehandlung – vor allem mit jenen Männern, die sich nicht als Frau identifizieren.

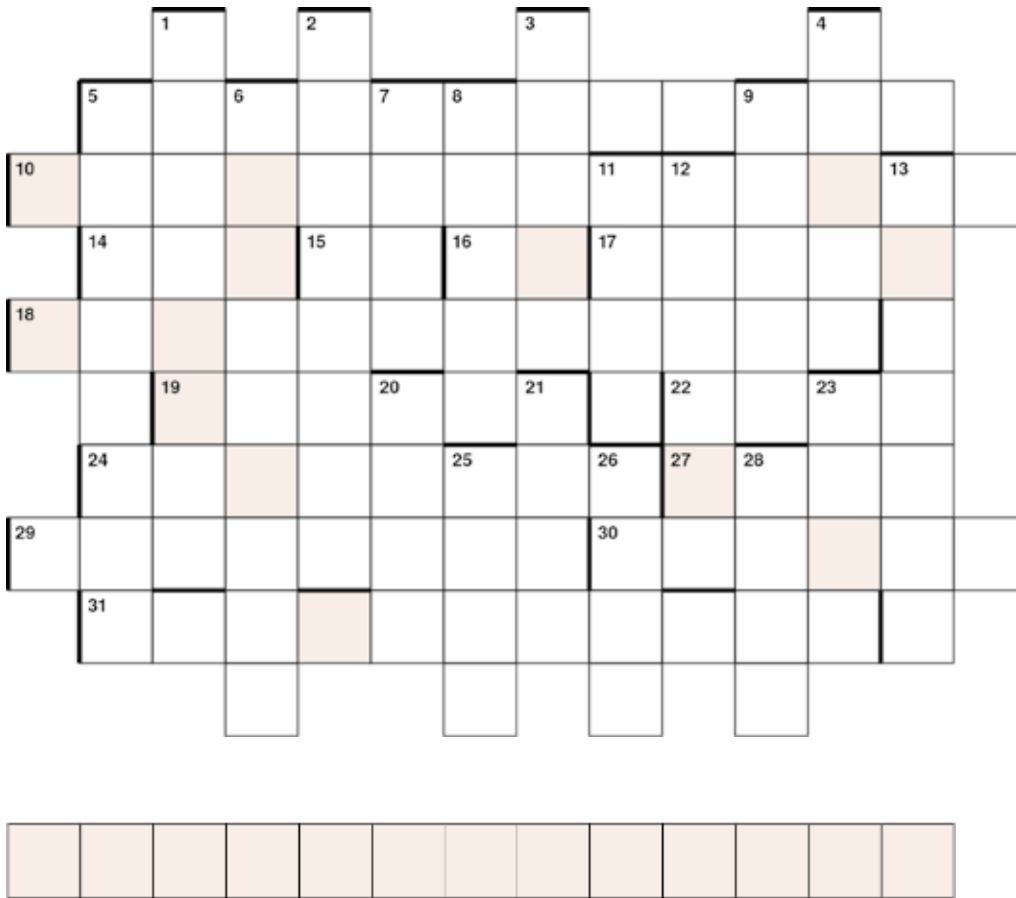
5 — «Frauenfeindlichkeit: Annalena Baerbock hat es schwerer» (*Deutschlandfunk*). Feministisch bewegte Menschen, die mit den Grünen sympathisieren (Achtung: Mutmassung), sowie viele Grüne selbst führen jegliche Kritik an Baerbock mit Hingabe auf deren Frausein zurück

– weil deren männliche Konkurrenten ja stets in Zuckerwatte gebettet werden. Für sie ist der Umgang mit Baerbock wohl erst dann korrekt, wenn man sie nicht kritisieren, missbilligen oder sich nicht über sie lustig machen würde. Kurz: wenn man die Frau anders behandelt als den Mann.

6 — «Grüne fordern Melde-App gegen sexistische Werbung» (*Abendzeitung München*). Die Grünen entdecken regelmässig vermeintlich sexistische Werbung, die sie wegen «schädlicher Geschlechterstereotype» verbieten wollen. Ehrlich gesagt, kenne ich kein einziges weibliches Wesen, das sich herabgewürdigt fühlt, wenn es Frauenmagazine durchblättert oder Influencerinnen-Fotos durchklickt, wo massenhaft stereotype Bilder zu sehen sind. Auch die abgelichteten Ladys selbst scheinen weder schwach noch hilfsbedürftig, stellen ihre Reize selbstbestimmt zur Schau. Gehören sie auch verpetzt und verboten?

Die Gesellschaftspolitik der Grünen ist sicher gutgemeint, aber sie kollidiert mit vielen ihrer eigenen Massstäbe, auch bedienen ihre Ideen vor allem die Interessen der eigenen Klientel. Ihr Elan fliesst (nebst der Umwelt) in Diskussionen über Frauenquoten in Politik, in männerfeindliche Wahlgesetze, vermeintlich sexistische Werbeplakate, falsche Begriffe. Es sind die Diskussionen eines gutsituierten Milieus. Mit den Alltagsproblemen vieler weniger privilegierter Menschen, also jener, für die die Grünen vorgeben, Politik zu betreiben, haben sie wenig zu tun.

7 — «Grüne fordern Zuschuss für Lastenräder» (*FAZ*). Für die Subvention will man eine Milliarde Euro ausgeben; die Grünen sehen etwa Handwerker als «Zielgruppe» für die Teile. Auch dieses Anliegen wird ihre Beziehung zur auserkorenen Gruppe bestimmt intensivieren. Denn eine Einbauküche lässt sich ja wunderbar auf siebzehn Lastenrädern verteilen.



**Lösungswort** — Ein Insektenmuseumseinrichtungsgegenstand  
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **5** Die kümmern sich nicht um Löcher in der Strasse, sondern Leute auf der Gasse. **10** So einer wird gelegentlich gesucht für Beihilfe zum Eventmanagement. **14** Die partie ist entschieden finie, folgt dieser bei échecs dem échec. **15** Kurz für einen Tag wie den grünen der Christen vor einem schwarzen für Christus. **16** Hier würde damit ein Berggross zu gross und ein Bergriff zum Angriff. **17** Gebilde, die Staaten aus Wachszellen herstellen. **18** Solche werden, meist mittels Eingabefeld, etwa dem Orakel von Mountain View gestellt. **19** Was, wie es scheint, Horizonte – egal, ob eng oder weit – übersteigt. **22** Wortwörtlich ist der Leiter, rein ein grauwisses Element, ein Halbleiterbauelement. **24** Ein äusserst *schlüssiger* Fachausdruck für einen Fachausdruck. **27** Les bons comptes font les bons. **29** Fest flüchtiges Fluid im Fluss. **30** Er war offenbar der Sohn des King of Pop, nicht wahr!? **31** Das Mobil, im ursprünglichen Wortsinn debil, lässt sich aus lediglich neun Pickeln entwickeln.

**Senkrecht** — **1** Die Anhängsel, die Delegaten begleiten und/oder Diplomaten beraten. **2** Verflixt und zugenäht, von Bibern zugebaut! **3** The someone to whom a something belongs. **4** Um solche steigen zu lassen, ist vorheriges Beschaffen luftrechtlicher Befugnisse gewöhnlich nicht nötig. **5** Synchronsynonym und kaum geschütteltes Schüttelwort eines Jemands, der so tut, als ob. **6** Des Waidmanns Organist ist dieser paarungsbereite Geweihte. **7** Ruft man an einem Hang nach ihm, sieht man die weiter unten fliehen. **8** Eine feuchtfröhliche Zeremonie der Liturgie. **9** Damit findet einer, steht ein W vor dem LAN, keinen Anschluss daran. **11** Der Pars-pro-toto-Protorusse. **12** An un ausgesprochen oder unaussprechlich. **13** Ist, was absolut ist oder ebendas betrifft. **20** Markiert die richtige Ausrichtung astronomischer Ausrüstung. **21** Der «hinterfetzige» englische Klumpen im Klumpen. **23** Als «Jemandine» sowas wie die «Irgendwsie». **25** Sagt das ein Ich von sich, dann vult es nicht. **26** Den gibt es nur in ganzen oder halben Quanten der verquerten Planck-Konstanten. **28** Wie nannte sich die für blau-weiße Vasen bekannte Dynastie der Chinesen?  
I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 731



**Waagrecht** — **6** SCHNAPSZAHLEN **12** THERAPIETIER **14** Guy FAWKES: vom Gunpowder Plot **15** SNICKERS: engl. snicker = wiehern/kichern **16** ETIENNE: Anagramm von «Entenei» **18** HARE(m): engl. Hase **19** UNSINN **20** FLORIDA **22** ETSCH: nordital. Fluss **25** RAEUDE **28** ECHOKAMMERN **30** Eiserner VORHANG **31** MIXER

**Senkrecht** — **1** SCHWESTER: Nonne **2** UNREIN: Anagramm von «Ruinen» **3** APPS: auf Smartphones **4** MATCH **5** ZERREDEN **6** STAUNEN: mit den Ohren schlackern (Redensart) **7** HEKTISCH **8** AASEN: mit etwas verschwenderisch umgehen **9** SINNFRAGE: Anspielung auf «Per Anhalter durch die Galaxis» von Douglas Adams **10** HIKARU Sulu: aus Star Trek **11** LEER **13** (Bull's) EIE (of the Tiger) **17** NUUK: Grönlands Hauptstadt **21** LAMM **23** CHA(Cha-Cha): portugiesisch für Tee **24** HONG (Kong): Der Riesenaffe ist King Kong. **26** EMIL(ismus): als Gegenstück zum Kevinismus **27** DREI: Resultat der Hexadezimalrechnung **29** EX

**Lösungswort** — SPANNDRUCK

# EMS

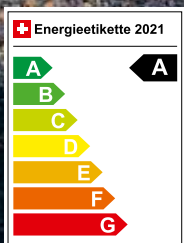
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# Jetzt ist Eintauschzeit

Der Tiguan eHybrid  
Bis CHF 10'000.- Prämien



Tiguan R-Line eHybrid 1.4 TSI, 245 PS, 7-Gang Automatik, 2,1 l/100 km, 49 g CO<sub>2</sub>/km, Kat A. Regulärer Preis CHF 52'470.- (inkl. Mehrausstattung: Sportfahrwerk, 20-Zoll Leichtmetallfelgen «Misano»), VW Bonus CHF 4000.-, Plug-in-Hybrid Bonus CHF 3000.-, Eintauschprämie CHF 3000.-, Aktionspreis CHF 42'470.-. Aktion gültig für Vertragsabschlüsse vom 1.9. bis 30.9.2021. Gültig für alle durch die AMAG Import AG importierten Neubestellungen und Lagerfahrzeuge. Nur für Privatkunden. Ausgeschlossen: Sondermodelle SELECTION. Voraussetzungen Eintauschprämie/Eintauschfahrzeug: Fahrzeugalter max. 10 Jahre, mind. 6 Monate im Besitz des Käufers, Fahrzeugwert mind. CHF 3000.-, Einstufung «Eurotax Eintausch». Unverbindliche Preisempfehlung des Importeurs AMAG Import AG. Änderungen vorbehalten.